

**Rolf-Ulrich Kunze**

**INVENTAR**

**BILDERZÄHLUNGEN 1968-1998**

**[minifanal.de](http://minifanal.de)**

**Rolf-Ulrich Kunze:**  
**Inventar**  
**Bilderzählungen 1968-1998**

ISBN 978-3-95421-150-0

(Taschenbuch)

1. Auflage 2019

Verlag: minifanal

[www.minifanal.de](http://www.minifanal.de)

Herausgeber:

© Dirk Friedrich

Dorfstr. 57a, 53125 Bonn

Alle Rechte vorbehalten

Covergestaltung: Marian Jaworski

unter Verwendung von:

Piet Mondrian, Victory Boogie Woogie, 1942-44  
([https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Piet\\_Mondriaan\\_Victory\\_Boogie\\_Woogie.jpg](https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Piet_Mondriaan_Victory_Boogie_Woogie.jpg))

# **Inhalt**

## **I. Einleitung**

### **Warum Bildererzählungen?**

Transpersönliches und Persönliches.....	7
Von Anfangsproblemen.....	12
Die Bildquellen. Und andere.....	15
Quellenselbstkritisches.....	17
Erkenntnisleitendes Bilder-Interesse.....	19

## **II. Inventar**

### **Bildererzählungen, 1968-1998**

1968.....	22
1969.....	35
1970.....	48
1971.....	54
1972.....	64
1973.....	73
1974.....	79
1975.....	92
1976.....	110
1977.....	120
1978.....	131
1979.....	139
1980.....	149
1981.....	154
1982.....	162
1983.....	166
1984.....	185
1985.....	197
1986.....	216
1987.....	247
1988.....	270

1989.....	301
Familie Juli 1960 bis August 1966.....	321
1990.....	339
1991.....	373
Exkurs: Usedom-Urlaub meiner Mutter 1953.....	416
1992.....	432
1993.....	440
1994.....	461
1995.....	476
1996.....	499
1997.....	510
Exkurs: Schulbilder meines Vaters, 1957-1984 .....	520
1998.....	539
<b>III. Nachwort</b> .....	550
Quellen- und Literaturverzeichnis.....	553



*Nichts* ist frei erfunden !

# I. Einleitung: Warum Bildererzählungen?

„the photograph is only the subsidiary, the little brother, of the word.“

Roy Stryker (1893-1975) , Chef der unter Präsident Franklin D. Roosevelt eingerichteten Information Division of the Farm Security Administration (FSA), 1935-1943<sup>1</sup>

„Idee (griech.), eigentlich optisches Bild, anschauliche Gestalt, in der Philosophie seit Platon metaphysische Wesenheit eines Dinges, die Aristoteles als kraft- und formbildungsbegabt dachte (...).“

Philosophisches Wörterbuch<sup>2</sup>

## Transpersönliches und Persönliches

Dies ist auch, aber nicht in erster Linie eine familien- oder brüdergeschichtlich kontextualisierte Autobiographie.<sup>3</sup> Vor allem sind es Bildergeschichten zu Fotoquellen, nacherzählte Familienfotos, aufgenommen hauptsächlich von meinen Eltern und mir zwischen 1968 und 1998. Die Bilder haben ihren Anlass in festgehaltenen, mit vielen Zeitgenossen dem Genre nach geteilten Momenten meines und ihres Lebenslaufs in dieser Zeit und meiner rekonstruierenden Erinnerung daran. Die Fotos beschäftigen mich nicht vorrangig als autobiographische Zeugnisse, sondern als serielle Quelle für die kulturelle Repräsentation der familienbiographischen Gesamtnarration einer bürgerlichen deutsch-deutschen Kleinfamilie im letzten Drittel des 20. Jahrhunderts mit einer spezifischen Vorgeschichte.<sup>4</sup> Der Konstruktion dieser kollektiven Narratio mit persönlichen An-

1 Zit. nach Farm Security Administration/Peter Walther, New Deal Photography. USA 1935-1943, Köln 2016, S. 14.

2 Philosophisches Wörterbuch, begr. v. Heinrich Schmidt, hg. v. Georgi Schischkoff, Stuttgart<sup>22</sup>1991, S. 321 f., 321.

3 Vgl. dazu Marie-Luise Braun, Wurzeln in Osnabrück. Heinz Rudolf und Rolf-Ulrich Kunze: ein liebevolles Miteinander, in: NOZ 9.8.2012, <https://www.noz.de/lokales/osnabrueck/artikel/14472/heinz-rudolf-und-rolf-ulrich-kunze-ein-liebevolles-miteinander#gallery&0&0&14472> [6.1.2018].

4 Vgl. Norbert F. Schneider. Dossier Familienpolitik. Vielfalt der Familie, <http://www.bpb.de/politik/innenpolitik/familienpolitik/207447/vielfalt-der-familie?p=all> [6.1.2018].

teilen sehe ich nachträglich beim Entstehen zu und beziehe sie auf ausgewählte Kontexte.<sup>5</sup> Im Sinne Walter Kempowskis vollziehe ich so gleichsam narrativ nach, was da an mich gerichtet ist. Mit Blick auf das transpersönliche Allgemeine, das mich, aber in vielerlei Hinsicht, von Wertvorstellungen bis zu einzelnen Anschauungen und Artefakten der Massenkonsumgesellschaft, nicht nur mich betrifft:

„Wir sollten den Alten nicht den Mund zuhalten, wenn sie uns etwas erzählen wollen, und wir dürfen ihre Tagebücher nicht in den Sperrmüll geben, denn sie sind an uns gerichtet – die Erfahrung ganzer Generationen zu vernichten, diese Verschwendung können wir uns nicht leisten. Wir müssen uns bücken und aufheben, was nicht vergessen werden darf: Es ist unsere Geschichte, die da verhandelt wird.“<sup>6</sup>

Außerdem stellt dieses Inventar eine subjektive Quellen- und Themensammlung zu meinem *Lehrbuch Familiengeschichte. Eine Ressource der Zeitgeschichte* dar.<sup>7</sup> Sie folgt u. a. diesen Leitfragen:

Welche Aufnahmen haben meine Eltern, habe ich gemacht? Und in Fotoalben arrangiert? Beschriftet? Mit anderen Materialien angereichert? Was ist auf den Bildern zu sehen? Absichtlich und unabsichtlich? Unsichtbar und doch vorhanden? Wie wirkt die von ihnen zu erzählende Geschichte zurück auf den Blickwinkel der Kamera? Die Positionierung der Bilder auf der Seite eines Fotoalbums? Die Wortwahl der Kommentierung? Und wo beginnen die Fotos, ihre eigene Geschichte zu erzählen? Über ihren Gegenstand und diejenigen, die sie gemacht haben? Welcher Raum und welche Zeit werden dadurch erzeugt? Welches Verhältnis besteht zwischen der Erzählzeit der Bilder und, von einem gewissen Punkt an, der Erlebniszeit desjenigen, der auf ihnen abgebildet ist? Und wie weitgehend bin ich ein Gefangener der Erinnerungszeit, also des Genre, in dem diese Geschichte dargestellt wird? Wie zeigt sich das in den Bildern,

---

5 Vgl. für die familiengeschichtlichen Kategorien Andreas Gestrich, Einleitung, in: ders., Jens-Uwe Krause, Michael Mitterauer, *Geschichte der Familie*, Stuttgart 2003, S. 3-19: Familie und Verwandtschaft, Haushaltsstrukturen, Wohnverhältnisse, Partnerwahl und Eheschließung, Rollen, Familie, Erbschaft, Gesellschaftsstruktur; zur Forschungsentwicklung vgl. dens., *Geschichte der Familie im 19. und 20. Jahrhundert*, München <sup>3</sup>2013.

6 Walter Kempowski, Einleitung, in: ders., *Das Echolot. Ein kollektives Tagebuch*, Januar und Februar 1943, Bd. 1, München 1993, S. 7.

7 R.-U. K., *Lehrbuch Familiengeschichte. Eine Ressource der Zeitgeschichte*, Stuttgart 2018.

die ich dann selbst mache, einklebe und beschrifte? Also die Geschichte weiter-  
erzähle. Welche Bilder mache ich nicht?

Anders ausgedrückt, vollziehe ich symbolisches Handeln nach, eine Performanz, *turn*-kulturgeschichtlich ausgedrückt, das bzw. die Erlebtes in einen repräsentativen Kanon von Erinnerung überführt und diesen tradiert.<sup>8</sup> Das war zunächst ein Tun meiner Eltern. Sie neigten vor dem Hintergrund ihrer eigenen Biographien im Weltbürgerkriegsjahrhundert und vielfältiger Verlusterfahrungen dazu, ihr Familienleben genau zu dokumentieren. Als Selbstvergewisserung und als Erinnerungsauftrag für mich: des Nicht-Vergessens.<sup>9</sup> Als ob auf diese Weise ein kleines Stück gelungener Zeitgeschichte, zu Buche stehend, dem Chaos entrissen werden könnte. Ich erstatte ihnen ihren Dokumentationsaufwand über Jahrzehnte zurück, indem ich ihn nachvollziehe, Fotoalbum für Fotoalbum.

Das ist nicht die erste Performanz, die mit mir zu tun hat. Eine frühere besteht im Betrachten der von ihnen, später von mir ausgewählten Bilder, in meiner Rezeption der Narratio von mir. Eine weitere im bewussten Nichtbetrachten über Jahre, weil ich Distanz genau dazu gewinnen wollte. Dabei blieben manche Bilder aber erinnert präsent. Eine andere Performanz ist ihre Wiederentdeckung gewesen, angenehm bei Besuchen zuhause, schmerzhaft nach dem Tod meines Vaters 2001, schwer erträglich nach dem meiner Mutter 2010. In meinen Bildkontext gehört also auch ihrer beider Umgang mit den Fotos, die, obwohl ich ihr Adressat bin, erst beim Auszug meiner Mutter ins Altersheim 2005 in meinen Besitz übergangen. Ihre Bewirtschaftung, inzwischen erstaunlich oft das Einlegen von Todesanzeigen, manchmal auch relevant erscheinender Zeitungsartikel, liegt jetzt bei mir. Das Inventar inventarisiert Erzählungen, Handlungen und Zeitschichten.

Mein erkenntnisleitendes Interesse ist es, möglichst viele dieser Performanzen und ihrer Kontexte erzählend sichtbar zu machen. Das hat, wie das meiste, eine Vorgeschichte. Ohne dass dieses Interesse teleologisch aus ihr abgeleitet und

---

8 Vgl. Silvia S. Tschopp, *Symbolische Handlungen als ‚Quelle‘: Der ‚performative turn‘*, in: dies., Wolfgang E. J. Weber, *Grundfragen der Kulturgeschichte*, Darmstadt 2007, S. 111-122.

9 Zur Kontextualisierung des Vergessens vgl. Aleida Assmann, *Formen des Vergessens*. Göttingen 2016; David Rieff, *In Praise of Forgetting. Historical Memory and Its Ironies*. London 2016.

auf sie reduziert werden könnte. Mit diesen Bildererzählungen kommt etwas zum vorläufigen Abschluss, was mit der Darstellung der Doppelbiographie meiner Eltern Rudi Kunze (1925-2001) und Gerda Kunze (1926-2010) begann.<sup>10</sup>

Eines zeigte sich in der Familiengeschichte immer wieder: ein Drehbuch gab es für sie nicht, auch kein nachträgliches. *Fact & fiction*, Objektives und Subjektives, waren nie zwei geschiedene Welten, sondern Parallelkonstruktionen.<sup>11</sup> Unter anderem durch das ständige Neuerzählen der realfiktiven Familiengeschichte mit und ohne Fotos. Aber auch, weil viele fiktivreale Figuren der erzählenden Literatur unsere Familienmitglieder waren. Tony Buddenbrook, Siggie Jepsen, Hans Castorp, Ulrich, der Mann ohne Eigenschaften, der arme Clown Hans Schnier, der nicht vergessen kann. Die Literatur bot Maßstäbe für die Vorstellung der eigenen und sonstigen Wirklichkeit. An unserem Abendbrotisch saßen aber auch ganz andere abwesend anwesende Personen wie Willy Brandt, Helmut Schmidt und Björn Engholm. Wir haben uns intensiv mit jedem von ihnen auseinandergesetzt. Mehr als mit manchen nahen Verwandten. Auch aus diesen gewohnten, zugleich fiktiven und realen politischen Dialogen folgte mein Schritt über die nicht mehr mit Angst vor wissenschaftlichem Kontrollverlust bewehrte Systemgrenze auf die *& fiction*-Seite.<sup>12</sup> Ich erfand konjunktural die Familiengeschichte, die ich hätte haben können, wäre mein Großvater 1930 in die USA, genauer gesagt, nach Maine, ausgewandert. Diese Versuche mit einem fiktiven Alter Ego gehen weiter.<sup>13</sup>

Eine Fortsetzung meiner Narrationen in eine bestimmte Richtung war in ihnen angelegt: die Frage nach den Repräsentationen meines Eigenen in all dem und wie es sich nach und nach zum eigenen Narrativ entwickelte. Wie die Erzählperspektive vom auktorialen Er zum Patchwork-Ich wechselte. Sich ein eigenes Bewusstsein für meinen Geburts-, Kindheits- und Jugendort Osnabrück bildete, ohne jemals zu einem *Heimat*bewusstsein zu werden, und für mein *eigentliches*

---

10 R.-U. K., Das halbe Jahrhundert meiner Eltern, KIT Scientific Publishing, Karlsruhe 2015

[Download als E-Book: <http://digbib.ubka.uni-karlsruhe.de/volltexte/1000046370>]

11 Vgl. Richard J. Evans, Fakten und Fiktionen. Über die Grundlagen historischer Erkenntnis. Frankfurt am Main/New York 1998 (zuerst u. d. T. In Defence of History, London 1997).

12 R.-U. K., Cambdon, Maine. Roman, Bonn 2016.

13 R.-U. K., Inseljahre. Roman, Bonn 2017.

Zuhause im konstruktivistischen und Rankeschen Sinn, Langeoog. Wenn jemals für irgendeinen Menschen Langeoogs Prospektwerbeslogan aus den 1920er Jahren galt, dann für mich: *Wer Nordsee sagt, meint Langeoog!*

Die zeitgeschichtliche Relevanz aus Transpersönlichem und Persönlichem liegt in dem anthropologischen, darin (mikro)historischen,<sup>14</sup> und, wie ich erst vor kurzem habe lernen können, psychologisch-systemisch besser erklärbaren<sup>15</sup> Bedürfnis, einen konkreten Ausschnitt Patchworkmuster von performativer Identitätsbildung und Mentalitätsteilhabe zu verstehen. Die mittlere historische Betrachtungsdistanz des *historical* ebenso wie des *psychological engineering* hält uns von solchen Einzelheiten meistens auf sicherem Abstand. Den verringere ich bewusst durch die Verwendung der subjektiven Lupe bei der Anschauung von Konkretem. Das ist zugegebenermaßen nicht jedermanns Sache. Dafür bleibt vieles zu alltäglich und unspektakulär. Aber gerade darin liegt eben nicht allein der familiengeschichtliche Reiz, sondern tatsächlich zugleich die allgemeine intersubjektive Bedeutung dieses monomanischen Experiments.

Den möglichen Vorwurf des exhibitionistischen Umgangs mit Privatem und Banalem meine ich gelassen hinnehmen zu können. Wir leben in Zeiten, in denen das Selbstoffenbarungs- und -erfindungsmedium Facebook schon zu den Artikulationsformen der gesetzteren Jahrgänge gehört. Die Biographien der unter Zwanzigjährigen finden auf WhatsApp statt. Unabhängig davon bestärkt mich eine Beobachtung in diesem Vorhaben, die ich bei der Beschäftigung mit den eigenen Familienfotos und begleitenden Materialien machen konnte: Das, was ich vorher für privat hielt, entspricht sehr oft, sogar fast immer, einem sozial- und mentalitätsgeschichtlichen Genre, das ich mit vielen anderen teile. Deshalb ist es auch im Foto festgehalten worden und kann als Quelle gelesen werden. Die wirklich privaten Erfahrungen haben mit den Geschichten der Personenkonstellationen hinter, vor und neben den Bildern zu tun. Und die erschließen sich nicht einmal mir selbst in jedem Fall, obwohl ich insofern dabei gewesen bin, als ich auf den meisten Bildern vorkomme oder sie gemacht habe. Ich ‚teile‘ diese Fotos nicht, so wie man Bilder auf Facebook einstellt, sondern ich mache einen narrativen Kontextualisierungsversuch sichtbar. Es geht nicht

---

14 Vgl. Carlo Ginzburg, Mikrogeschichte: Zwei oder drei Dinge, die ich von ihr weiß (1994), in: ders., Faden und Fährten. wahr falsch fiktiv, Berlin 2013 (zuerst ital. Mailand 2006), S. 89-112.

15 Vgl. Rosmarie Welter-Enderlin, Wie aus Familiengeschichten Zukunft entsteht, Heidelberg <sup>2</sup>2015 (zuerst ebd. 2006).

um Likes, sondern um die Rekonstruktion von Formen der Erinnerung als Ausdruck des Subjekt-Seins.

## Von Anfangsproblemen

„In Wahrheit hat es der Historiker nicht mit der Vergangenheit zu tun, sondern immer nur mit ihrer Interpretation. (...) Wie Menschen die Umwelt, in der sie leben, verstehen, in welchen Sprechweisen sie ihrem Leben eine Ordnung verleihen – das ist es, was dem Historiker begegnet, wenn er sich den Dokumenten der Vergangenheit zu wendet. Er begegnet nicht der Geschichte.“

Jörg Baberowski, *Der Sinn der Geschichte. Geschichtstheorien von Hegel bis Foucault*, München 2005, S. 22

Jedes Fotoalbum und mit ihm jede Form der auf Auswahl und Unterscheidung von Lebensabschnitten, kurz gesagt: *die Geschichte* hat seit jeher ein Problem mit Anfängen. Wo und wovon soll sie anfangen zu erzählen und wie begründet sie das? Je nach Art der gewählten Weitläufigkeit *ab urbe condita* oder *seit Adam und Eva* müsste sie sich dafür des Werkzeugkastens unter anderem der Mythologie, Theologie, Physik, Chemie, Biologie, Archäologie, Anthropologie oder Psychologie bedienen. Da dies nicht nur voraussetzungsreich, weil über die Lernfähigkeit jedenfalls meiner Lebensspanne und Aufnahmefähigkeit hinausführend ist, sondern, mit Blick auf das Genre, eher zu einer Weltformelparodie als zu einer lesbaren Erzählung führen dürfte, steht am Beginn nicht nur der meisten historischen Erzählungen eine mutige voluntaristische Setzung: „Am Anfang war Napoleon“ lautet der ins Genre formulierte erste Satz von Thomas Nipperdeys *Deutsche Geschichte, 1800-1866*.<sup>16</sup> In meiner Habilitationsschrift konnte ich dieser Anfangs-Versuchung auch nicht widerstehen: „Am Anfang war der Große Krieg.“<sup>17</sup>

---

16 Thomas Nipperdey, *Deutsche Geschichte, 1800-1866. Bürgerwelt und starker Staat*, München 1983, S. 11.

17 R.-U. K., *Die Studienstiftung des deutschen Volkes, 1925 bis heute. Zur Geschichte der Hochbegabtenförderung in Deutschland*, Berlin 2008 (zugl. Habil.-Schr. Mainz 1998), S. 19.

Ja, was ist denn nun der Anfang? Genesis, Napoleon oder Erster Weltkrieg? Auch für einen familiengeschichtlichen Zusammenhang ist die Frage nicht trivial, wenn auch noch auf der Quellenebene empirisch lösbar. Die napoleonische Zeit ist in meinem Fall zumindest über die Ariernachweise meiner mütterlichen und väterlichen Seite noch greifbar. Der Erste Weltkrieg sogar durch mein eigenes Erleben eines Onkels meiner Mutter, der den Großen Krieg überlebt hat. Aber gerade deshalb, aufgrund dieser Prävalenz der realen und gefühlten Kontinuität, macht ein Familien- als Abstammungs- und Bewältigungsverband historischer Erfahrung die Schwierigkeit besonders sichtbar, den Anfang einer *eigenen* Geschichte zu rekonstruieren. Gemessen am Maßstab eigener Erinnerung, entsteht sie irgendwann in einem lediglich anhand seiner Ergebnisse *ante quem/post quem* beschreibbaren Black box-Vorgang. Der vollzieht sich irgendwie unter dem Einfluss der zeitweiligen Parallelität von Lebenslinien im nächsten sozialen Umfeld, das zugleich die großen Zeigerbewegungen der historischen Makroprozesse spiegelt. In der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts meistens durch Todesdaten.

Diese Spiegelungen machen Familiengeschichte ja so interessant, die Todesdaten machen sie emotional so schwierig. Aber zurück zum Anfangsproblem. Praktisch gesprochen, habe ich irgendwann selbst Fotos in Fotoalben eingeklebt und beschriftet. Spätestens zu diesem Zeitpunkt bin ich *ein*, wenn auch nicht unbedingt *der* Autor der hier (weiter-)konstruierten individuellen Kollektivnarratio. Dies schon deshalb, weil ich auch von anderen gemachte Bilder und die verschiedensten Materialien von Postkarten über Prospekte bis zu Fahrkarten einklebe. Aber welche Geschichte erzähle ich da? Meine eigene? Die Fortsetzung der Geschichte meiner Eltern über sich und uns? Die Vorgeschichte meiner eigenen Familie? Und was wäre dann das jeweils Eigene im Unterschied wozu? Dass es hier keine saubere Unterscheidung von Quelle und Überrest geben kann, dürfte einleuchten. Aber gibt es vielleicht den *historischen Augenblick*, in dem dieser Perspektivwechsel eingetreten ist, ein Überrest zur Quelle (oder umgekehrt) wird? Können wir das Geschichtlichwerden sichtbar machen?

Meistens nur Abbrüche. Ende der 1960er Jahre nahm mein Lehrer-Vater an einem VVN-Kongress in Frankfurt am Main teil. Dort verbrachte er einen Abend mit einem ihm sympathischen Holocaust-Überlebenden, dem er, der ehemalige SS-Untersturmführer, seine Geschichte erzählte, zu der auch die elfjährige Kriegsgefangenschaft in der Sowjetunion gehörte. Sein Gesprächspart-

ner hörte sich das interessiert an und meinte abschließend, es sei gut, so etwas zu erzählen. Nur im Unterschied zu seiner in Rauch aufgegangenen Familie und den kraft Kommissarbefehls von der Wehrmacht erschossenen sowjetischen Polit-Offizieren könne mein Vater das noch.

Mein Vater und der Holocaust-Überlebende sind lange tot. Mit dem Zug der Generationen durch die Zeit wird unser Bild des Nationalsozialismus und seines Zivilisationsbruchs immer mehr von einem moralisch-abstrakten Schwarz-Weiß-Gegensatz beherrscht. Das geht so weit, dass eine Studentin, die an einem meiner Hauptseminare teilnahm, in dem es um Zugänge zur Familiengeschichte ging, mich fragte, ob es statthaft sei, dass sie sich mit ihrem Urgroßvater beschäftige. Er sei schließlich auf einem Foto als Angehöriger von Hitlers Wehrmacht zu sehen, *also Nazi gewesen*. Durch die Arbeit mit erhaltener Familienüberlieferung, Fotos und Briefen, differenzierte sich bei den Studierenden der Fragehorizont erstaunlich schnell. Ambivalenzen, Diskontinuitäten, Handlungsspielräume, Kontexte wurden wieder sichtbar. Nichts davon mindert Verstrickung – es macht sie überhaupt erst fassbar. Auch die Familiengeschichte nach 1945, der Umgang mit den Erfahrungen in Nationalsozialismus und Krieg, erschien in einem anderen Licht. Es ging nicht mehr darum, *Versagen* und *Verschweigen* zu erhärten, sondern Ermöglichungsbedingungen von Handlungen, Verhalten und Einstellungen nachzuvollziehen, ohne sie deshalb zu entschuldigen. Am Ende blieb eine heilsame Irritation über den eigenen Umgang mit dem zeitgeschichtlichen Familienerbe, weil diese bekannte Gesichter hatte, in denen wir einen Teil von uns selbst und von unseren Ambivalenzen wiederfinden. Anregungen für diesen wie überhaupt für jeden historischen Differenzierungsprozess kamen aus der erzählenden Literatur: in diesem Fall u. a. von Heinrich Böll, Siegfried Lenz, Walter Kempowski, Arno Schmidt. Wie der degressive Roman folgt die Familiengeschichte Nebenfiguren auf Nebenschauplätze, bricht die Chronologie durch Rückblenden und Reflexionen auf. Um wieder zum Hauptstrom der Erzählung zurückzukehren. *Immer wieder anzufangen*, ist ihre Antwort auf die sich immer wieder stellende Frage des Anfangsproblems. Der Preis dafür ist die Mischung von Beschreibung und Interpretation. Dafür kommt sie der *unforgiving minute* des historischen Geschehens vielleicht näher als andere Formen der Rekonstruktion.

Der Anfang der Bildererzählungen, von sachdienlichen Rückblenden abgesehen, ist der 12. November 1968. Sie verfolgen die mich betreffende Familien-

fotoüberlieferung bis in den Sommer 1998. Und dahinter verbirgt sich kein Endproblem, sondern eine voluntaristische Entscheidung, die ersten dreißig Lebensjahre als eine Einheit zu sehen.

## **Die Bildquellen. Und andere.**

Du sollst dir kein Bildnis noch irgendein Gleichnis machen, weder von dem, was oben im Himmel, noch von dem, was unten auf Erden, noch von dem, was im Wasser unter der Erde ist: Bete sie nicht an und diene ihnen nicht! Denn ich, der Herr, dein Gott, bin ein eifernder Gott!

2. Mose 20,4 f.

„news pictures are the noun and the verb; our kind of photography is the adjective and the adverb.“

Roy Tucker<sup>18</sup>

Der methodische Standard im Umgang mit Fotos ist inzwischen schon längst Bestandteil von üblichen Einführung in die Geschichte als Wissenschaft.<sup>19</sup> Im Inventar steht der subjektive, performative Erinnerungskontext im Vordergrund. Die Hauptquellen für diese Performanzgeschichte sind meine Familienfotoalben.<sup>20</sup> Diese Quellenform gehört wie der Brief zu den Kommunikationsarten, die der Digitalisierung, genauer: Virtualisierung und der sozialen Mobilität durch Umzugs- und Scheidungshäufigkeit nach und nach zum Opfer fallen. Der Explosion der Anzahl unserer digitalen Fotos auf diversen, möglicherweise operativ erstaunlich kurzlebigen Speichermedien korrespondiert ihre weitgehende Flüchtigkeit und Beliebigkeit. Bilder-Kanonauswahl für Fotoalben wird zu einer Besonderheit aus Anlass von Passageriten: das Hochzeits- oder Konfirmationsbuch. Das ist schon lange nicht mehr der performative Regelfall der Erinnerungsbildung und -tradierung. Und oft genug landen komplette Familienüberlieferungen samt Fotoalben im Papiermüllcontainer. End of story.

---

18 Zit. nach *New Deal Photography*, S. 21.

19 Karin Hartewig, *Fotografien*, in: *Aufriß der Historischen Wissenschaften*, Bd. 4: *Quellen*, hg. v. Michael Maurer, Stuttgart 2002, S. 427-447.

20 Vgl. Silvia S. Tschopp, *Die Quellen der Kulturgeschichte*, in: dies., W. Weber, *Grundfragen der Kulturgeschichte*, S. 82-122, 99-111: *Bild als Quelle*.

Ich bin keineswegs der erste, der zeitgeschichtliche Kontextualisierung mit einer autobiographischen Sicht auf private Fotos verbindet. Das kommt u. a. auch bei Didier Eribon in ‚Retour à Reims‘ 2009 vor.<sup>21</sup>

Zu den Fotos kommen als interpretierbare Dimensionen die Materialität(en) der Überlieferungsträger in den Alben hinzu: begleitende Dokumentation durch Kommentare, Zeitungsausschnitte, Fahr- und Speisekarten sowie eine Vielfalt von dreidimensionalen Artefakten wie ganzen Zeitungen, Hochglanzprospekten und Fotoleporellos, die vermittels Falten, Stauchen und Einlegen in Plastikhüllen einer weitgehend zweidimensionalen Überlieferung zugeführt wurden. Zur Frage der Materialität gehört übrigens auch, dass Fotoecken der 50er Jahre bedeutend besser kleben und weniger leicht reißen als die späteren. Dass Weißstift auf schwarzem Fotoalbenkarton besser hält als Folienmarker auf Plastikabdeckungen von Fotoalbenseiten der 70er Jahre. Dass westdeutsche Fotoalbeneinbandfarbe der 80er Jahre schneller verblasst als die aus der DDR der 60er.

Anders als in anderen meiner Bücher werden die Bilder selbst nicht reproduziert, woraus sich für den Leser schon eine quellenkritische Frage nach dem Verlauf der Grenze der Fiktionalität ergeben könnte. Sie ist beantwortbar, sogar überprüfbar: Reden werde ich nur von realen Bildern, Materialien und Texten in Fotoalben sowie sich darauf beziehender Literatur in einem weiten Sinn des Begriffs, der Prospekte und graue Publizistik einschließt. Das Ganze ergibt eine narrative, performative Langform von Bilduntertiteln. Sie versteht sich als konjunktural erzählte *non-fiction*.

Es geht in diesem *Inventar* nicht nur um Fotos, sondern auch um Texte und Artefakte als Quellen. Die Erzählgeschwindigkeiten von Fotos, Texten und Objekten sind verschieden. Bilder noch so dynamischen Inhalts bleiben statisch. Sie sind fixierte Momentaufnahmen, die eine Geschichte enthalten kann, wenn jemand sie erzählt. Die Erinnerungsform von Fotos ist bei aller Komponiertheit und Künstlichkeit des Arrangements dokumentarisch, antiquarisch. Sie verkörpern die Untrennbarkeit von Überrest- und Traditionscharakter einer Quelle. Überrest sind sie. Tradition werden sie.

Texte lassen Zeit vergehen: erzählte Zeit, Schreibzeit, Lesezeit. Ihre Erinnerungsform ist performativ, vergleichend, Bezüge herstellend, monumentalisch.

---

21 Didier Eribon, *Retour à Reims*, Paris 2009 (dt. u. d. T. *Rückkehr nach Reims*, Frankfurt am Main 2016).

In ihnen liegt die Fragen nach Anfang und Ende, Kontinuität und Diskontinuität, mit allen ihren Implikationen, vor allem der wichtigsten: ihrer Unbeantwortbarkeit. Narrative ragen über Fotos und das Einzelleben hinaus.

Artefakte sind zugleich eigenzeitlich und kontextabhängig. Sie laden sich auf mit der ihnen durch Verwendung zugeschriebenen Bedeutung. Die ist veränderlich. Die Dinge selbst verändern sich viel weniger als der Blick des Betrachters auf sie. Ein rostiges Fahrrad ist immer noch ein Fahrrad. Ein defekter Staubsauger immer noch ein Staubsauger. Der Nutzer und Betrachter entscheidet über Verwendbarkeit, ästhetischen und Erinnerungswert. Dabei ist Funktionalität eine wandelbare und ohnehin nur eine mögliche Gestalt sozialer Konstruktion. Interpretiert man Artefakte entsprechend, bergen sie ein kritisches Potential im Blick auf ihre Verwendung und ihre Verwender. Alle drei Quellenformen ergeben zusammen ein überzeugendes Ganzes der Sinnerzeugung: Subjektsein in Bild, Text und Ding.

## Quellenselbstkritisches

„Stream of consciousness [engl., Bewusstseinsstrom; auch als erlebte Rede oder innerer Monolog bezeichnet (franz. *Monologue intérieur*, russ. *Vnutrennij monolog*): Erzähltechnik, die direkt und unvermittelt geistige und psych. Vorgänge, die im Bewußtsein und Unterbewußtsein einer literar. Gestalt ablaufen, wiedergibt. Entwickelt in Anlehnung an Erkenntnisse der modernen Psychologie und Psychoanalyse sowie nicht zuletzt an die theoret. Arbeiten des amerikan. Philosophen und Psychologen W. James (*Principles of psychology*, 1890, u. a.), der auch den Begriff prägte, erweckt diese literar. Technik die Vorstellung eines ungeordnet flutenden Stroms flüchtiger Gedanken, Stimmungen, Eindrücke, Erinnerungen usw. der betreffenden Gestalt. Das scheinbare Fehlen eines Erzählers vermittelt dem Leser die Illusion, die in der literar. Figur ablaufenden Bewußtseinsvorgänge direkt wahrzunehmen. (...).“<sup>22</sup>

Eva Manske, 1986

---

22 E[va] Manske, Stream of consciousness, in: Wörterbuch der Literaturwissenschaft, hg. v. Claus Träger, Leipzig 1986, S. 495 f., 495.

In die Kontextualisierung meiner Familienfotos fließt u. a. das ein, was mir meine Eltern, mein Bruder und meine DDR-Verwandten in Jahrzehnten erzählt haben. Historisches Wissen ist ohnehin nie anders als in Erzählform vorhanden.<sup>23</sup> Dieser Text ist eine Erzählung mit historischen Erkenntnisabsichten, der u. a. in der Tradition reformatorischer Introspektions- und Rechenschaftskultur steht. Er ist Ausdruck einer Konstruktion von narrativer Gerechtigkeit, die darauf zielt, dem einzelnen wieder so nahezukommen wie möglich. Nichts soll vergessen werden.

Dem weiten Feld der geteilten Überlieferung, teils mündlich, teils schriftlich in Briefen und Selbstzeugnissen, *präsent in meiner eigenen Vorstellung davon*, kommt Realität in dem Sinn zu, dass sie mehr ist als reine Erfindung. Schon im Moment der Entstehung dieser Quellen waren sie Teil einer Erzähltradition und wurden in diese hinein formuliert. Diesen Zusammenhang zu rekonstruieren, ist eines meiner Anliegen. Es markiert besonders deutlich das historische Problem von *fact & fiction* als das einer weitgehenden Unmöglichkeit der trennscharfen Unterscheidung zwischen Tradition und Überrest.

Walter Kempowski hat den Romanen seiner ‚Deutschen Chronik‘<sup>24</sup> jeweils das Postulat „Alles frei erfunden!“<sup>25</sup> vorweggestellt. Diese ironische Festlegung auf die Fiktion hat, wie ich es sehe, u. a. die Funktion, den Leser für die Bedeutung des konjekturalen Erzählens zu sensibilisieren. Es gibt Kontexte, die man sich weder ausdenken muss noch kann, und die trotzdem Annäherungen an die Vergangenheit darstellen. Ich habe an den auf mich gekommenen Narrativen teil, und ich bin in der Selbstwahrnehmung, erst recht in der familiengeschichtlichen Selbstdarstellung, ein Teil von ihnen. Wie weit, das sollte nicht der Autor beurteilen: unabhängig davon, ob seine Prosa non-fiktional oder fiktional ist. Vor diesem Text kann stehen: *Nichts frei erfunden!*

Mein Professionswissen als Berufshistoriker kann ich von meiner Darstellung ebenso wenig trennen wie meine Teilhabe an der Familiennarratio. Den einzig plausiblen Umgang mit dieser Herausforderung sehe ich in dem Versuch, die

---

23 Vgl. Ulinka Rublack, Der Status historischen Wissens, in: dies. (Hg.), Die Neue Geschichte. Eine Einführung in 16 Kapiteln, Frankfurt am Main 2013 (zuerst u. d. T. A concise Companion to History, ed. by Ulinka Rublack, Oxford/UK 2011), S. 95-124.

24 Vgl. [https://de.wikipedia.org/wiki/Deutsche\\_Chronik\\_\(Kempowski\)](https://de.wikipedia.org/wiki/Deutsche_Chronik_(Kempowski)) [5.1.2018].

25 Z. B. Walter Kempowski, Tadellöser & Wolff. Roman, München 1978 u. ö. (zuerst 1971), hier zit. nach der Ausg. Berlin <sup>9</sup>1996, S. 6.

verschiedenen Betrachtungs- und Bewertungsebenen so gut zu dokumentieren, wie es *mir* möglich ist: ohne Anspruch auf Vollständigkeit, aber dem auf eine grundsätzliche Redlichkeit, was das Bemühen um die Stimmigkeit des ganzen Bilds betrifft. Mein darin zum Ausdruck kommendes Bekenntnis zur subjektiven als subjekteigenen Perspektive soll nicht gegenüber Kritik immunisieren: sonst würde ich die Ergebnisse dieses Experiments nicht veröffentlichen. Des- sen Ziel war kein fiktionaler und auch nicht der eines autobiographischen Ego- Statements, sondern der Versuch, alles zusammenzutragen, was mir – und nur mir – zu Einordnung meiner Familienfotoüberlieferung möglich ist.

Wie schambehaftet ist eigentlich das Öffentlichmachen des Privaten? Abgese- hen vom scheinbar Offensichtlichen, das allzu Intime nicht aufzunehmen und zu thematisieren? Obwohl genau dies in einer schwer klärbaren Mischung aus Inkaufnahme und Billigung oft passiert. Wobei das Intime sogar meistens nicht das für rein privat und persönlich Gehaltene ist.

Lässt sich eine Scheu beobachten, bestimmte Dinge *nicht* aufzunehmen? Sie scheint ausgeprägt bei allem im Zusammenhang mit Geburt und Tod. Den ei- genen Lebensalltag halten wir meistens nur unintendiert als Bildhintergrund fest. Die Fotos meiner Arbeitszimmer mit Schreibtisch sind an einer Hand zu zählen.

Wie steht es mit bestimmten Personen? Die am meisten vorkommenden bis zu einem familienbiographischen Bruchpunkt sind die Eltern. Es folgt die eigene Familie. Seltener Verwandtschaft. Zwischen *us and them* liegt auch die System- grenze. Die wenigen Familienfreunde. Am Rande Lehrerkolleginnen und Kolle- gen der Eltern. Schulfreunde der Söhne. Keine Bilder von Nachbarn, vereinzelt von Lehrern. Der Pastor der Lutherkirche bei Passageriten. Politiker nur verse- hentlich auf herumstehenden Wahlplakaten: Willy Brandt 1972.

Die festgehaltenen Relevanzmuster der Fotos erschließen sich nur im Kontext der Gesamtnarration. Ihre Struktur ist die der Wiederholung.

## **Erkenntnisleitendes Bilder-Interesse**

„None of us made this world, but as participants in it, we do af-  
fect it. The social world is not frozen; it is a process of continual  
making and remaking in which we all take part; and it is up to us

to choose whether to participate in that process with as much awareness and understanding of it as we can achieve. At the very least it makes life more interesting and full of meaning, for by appreciating the complexity of the world and our connections to it, we also appreciate the richness of our own lives.”

Allan G. Johnson, 1989.<sup>26</sup>

Darum geht es in den Bildergeschichten als Form des Subjekt-Seins: Das Widersichtbarmachen. *Awareness and understanding* im Sinne des Soziologen Johnson. Genausowenig wie Walter Kempowskis *Deutsche Chronik* trotz mancher Intertextualitäten eine Fortsetzung der *Buddenbrooks* war, ist dies eine auf Fotoalben gestützte Imitation oder Parodie von Kempowskis Mikroradikalismus. Schon der Jahrgang macht den Unterschied: Kempowski 1929. Ich 1968. Alle meine Episoden sind klar nachbürgerlich, spielen also in einer Zeit, in der die norddeutsch-preußisch-protestantische Variante von *Bürgerlichkeit* in der hedonistischen, trotz bzw. sogar wegen ihrer Wohlstandsverteilungsverschiedenheiten egalitär innerlichkeitsarmen Massenkonsum- und Mediengesellschaft bis auf einige allerdings markante Mentalitätsschatten schon fast völlig historisiert war.<sup>27</sup> Dies ist kein *bürgerliches* Inventar, so wie Eberhard Fechner die Verfilmung von Tadellöser & Wolff 1975 noch ironisch einen *bürgerlichen* Film nennen konnte.

*Bürgerlichkeit* heute ist Ideen-, Mentalitäts-, Literatur- und eben Familienfotoalben-geschichte. Es gibt im Facebookzeitalter der kontinuierlichen Neuerfindung des medialen Selbst- und Fremdbilds keine bürgerlichen Dehors mehr zu wahren. Wo dem Einzelnen und seinem Leben nur noch in der Anbieter- oder Kundenrolle Bedeutung zukommen, die Biographien und Egoartikulationen aus algorithmisch berechenbaren Konsumakten bestehen, nicht mehr aus Bilder- und Bildungserfahrungen, hat die Geschichte von Privatheit als eine Entdeckung der Langsamkeit etwas Subversives. Aber: Zum Kulturpessimismus und elitärer, retro-utopischer Gegenwartsverneinung, beides bis heute und erst recht wieder gefährliche (post)bürgerliche Neigungskrankheiten,<sup>28</sup> besteht kein Anlass, weil es ungeahnte Horizonte von Bildwelten, von Quellen, zu entde-

---

26 Alan G. Johnson, *Human arrangements. An introduction into sociology*, San Diego u. a. 1986, S. 7.

27 Vgl. Bildungsbürgertum im 19. Jahrhundert, Teil I, hg. v. Werner Conze, Jürgen Kocka, Stuttgart 1985; Ulrich Engelhardt, „Bildungsbürgertum“. Begriffs- und Dogmengeschichte eines Etiketts, Stuttgart 1986.

cken gibt. Sie führen immer wieder zu einer jeweiligen Gegenwart und den Versuchen der Zeitzeugen hin, diese zu gestalten: *Richness of our own lives*, und das in nächster Nähe. Damals und heute.

„Wer zu lesen verstünde  
die Buchstaben die keine sind:  
bemooster Ziegel vom Dach  
brandiges Holz noch vom Krieg  
Blöcke geborstnen Betons

und die Schatten am Morgen  
korrigiert von den Schatten des Abends  
in den Häuserzeilen  
zwischen denen  
alle Wahrheiten stehen.“<sup>29</sup>

*Ad fontes.*

---

28 Vgl. Fritz Stern, Kulturpessimismus als politische Gefahr. Eine Analyse nationaler Ideologie in Deutschland, Bern u. a. 1963; als aktuelles Beispiel vgl. Jan Grossarth, Am Ende rechts. Rolf Peter Sieferle war ein poetischer Freigeist und großer Wirtschaftshistoriker. Als die Flüchtlinge kamen, schrieb er giftige, rechtsradikale Bücher. Dann nahm er sich das Leben. Die Geschichte einer spätbürgerlichen Verbitterung, in: FAZ Nr. 110 vom 12.5.2017, S. 18.

29 Günter Kunert, Schatten entziffern (1970), in: ders., Warnung vor Spiegeln. Unterwegs nach Utopia. Abtötungsverfahren. Gedichte, München 1982, S. 11.

## II. Inventar: Bildererzählungen, 1968-1998

### 1968

Das erste Fotoalbum ROLF-ULRICH mit preußisch-blauem Stoffeinband. Auf dem Rücken ein kleiner Aufkleber, fibelvorbildliche Grundschullehrerinnenhandschrift meiner Mutter: Rolf-Ulrich 12. November 1968 bis 1971. Als sie 2005 aus unserer Wohnung in der Osnabrücker Ameldungstraße 21 ins Altersheim zieht, finde ich in einer Wohnzimmerschublade einen großen Vorrat an Beschriftungshilfsmitteln. Ich nehme einen der Aufkleber aus der schon brüchigen Plastikverpackung, schreibe in meinen Druckbuchstaben *Ende* darauf. Klebe ihn an den Rahmen der Wohnungstür.

Auf dem vorderen Umschlag ein sonderbares abstraktes Muster. Eine Raute aus goldenem Karomuster. Rechenheft eines gelangweilten Matheschülers. Einige Quadrate ausgefüllt und so den Blick in die Mitte lenkend, wo nichts außer goldgerahmtem blauem Stoff ist. Die obere und untere Spitze der Raute so geschnitten, dass sie ein Kreuz ergibt. Aber das ist Zufall: was es in einem der Kaufhäuser der Osnabrücker Innenstadt eben gibt.

Im Innendeckel, stramm gehalten von vier Fotoecken, die Geburtsanzeige aus der Neuen Osnabrücker Zeitung: „Rolf-Ulrich 12.11.1968 Heinz-Rudolf hat ein Brüderchen bekommen. Gerda und Rudi Kunze Osnabrück, Ameldungstraße 21. Z. Z. Marienhospital“. Eine Arialtype. Eingesteckt darunter ein Foto, auch aus der NOZ, undatiert: „Dr. Ursula Brandenburg, Leiterin der Geburtsabteilung am Marienhospital Osnabrück.“ Männlicher Gesichtsschnitt, herb, nicht lächelnd. Sie ist die Leiterin der von ihr in den 1950er Jahren gegründeten Geburtshilfeabteilung und hat mich mit Kaiserschnitt auf der Welt geholt. Bei einer 43jährigen Mutter weiß man ja nicht.

Farbpostkarte vom Innenhof des Marienhospitals, Johannisfreiheit 2-4. Ein typisch diesiger Osnabrücker Sommertag. Der Himmel blassblau über dem verwitterten Rot des Dachziegeltopfschnitts. Weiße, wegen vieler außenliegender Wandelgänge löchrig wirkende Fronten. Im Hintergrund die beiden unterschiedlichen Turmformen der Johanniskirche und ihr Langhaus von hinten.

Palmsonntag 1945, aufgenommen von oberhalb des Ziegenbrinks. Im Schulbuch, aus dem meine Mutter damals Heimatkunde an der Grundschule unter-

richtet: Der Rauch der brennenden Stadt verdeckt die Johannistürme in der Neustadt. St. Johann. Eine der frühen großen gotischen Hallenkirchen.

Jedenfalls katholisch. Wie auch das Marienhospital. Das aber, nicht zuletzt wegen Dr. Brandenburg, einen besseren Ruf hat als die Städtischen Kliniken. Das wiegt schwerer als der konfessionelle Aspekt. Allerdings: nur ein Kreißsaal mit mehreren Geburten zugleich.

Dienstag, 12. November 1968. 9 Uhr 35.

„Auszug aus der Osnabrücker Familienchronik, NOZ, 18. November 1968, Geburten:

Rolf-Ulrich Kunze, geb. 12.11., Realschullehrer Rudi Kunze und Gerda, geb. Lehmann, Ameldungstr. 21“.

Herrenschlafanzüge Satin geraucht, in verschiedenen modischen Farben und Mustern, zum Schlagerpreis von nur 14.90. CRAVA Hemden Krawatten Strümpfe Strickmoden Osnabrück Große Str. 14

Baby-Aussteuer und -Bekleidung Dehne u. Sopp Inh. Ernst Stemmer Osnabrück Große Straße 25/26

Juwelen Wertanlage – Freude zu jeder Zeit! Entscheiden Sie sich für eine Anfertigung aus meinem bekannten Atelier. J. R. Franke Goldschmiedemeister und Juwelier Osnabrück, Hasestraße 43 a

Teppichböden

liefert und verlegt

Klute & Söhne Weißenburger Straße 2A

Formschön und zuverlässig

ist die ADLER „gabriele“. Von der alle profitieren. Bei der Privatkorrespondenz, den Schularbeiten – bei jedem erdenklichen Schreibzweck, der ein sauberes, gleichmäßiges Schriftbild verlangt. Werksvertretung: Carl Cramer KG Möserstr. 4 a, Tel. 2 70 74

Klaviere und Flügel

H. RAWIE

Redlingerstraße 6 / Katharinenkirche

Informieren Sie sich beim Fachmann

Lederbekleidung kauft man günstig bei  
Leder Keeb Große Straße 12  
Johannisstraße 69

Jedes Buch  
in der Möser-Buchhandlung  
Johannisstraße 55 – am Neumarkt

Weitere Geburten des 12.11.1968: Esteba Estrella Tena, Arbeiter Ricardo Estrella Portalo und Consuelo Tena Portalo, Blücherstr. 17; Jens Kunzmann, techn. Angestellter Gottfried Kunzmann und Margret, geb. Tönsmeyer, Hackländerstr. 24; Linda Daniels, Elektriker Delroy Daniels und Erika, geb. Vöge, Lohstr. 3; Stephan Hesse, Maler Franz Hesse und Martha, geb. Weigard, Bohmte, Blumenstr. 7. Insgesamt 27 für den Zeitraum 11. bis 17. November im Standesamtsregister.

Sterbefälle des 12.11.1968: Josef Stöhner, Frankensteiner Weg 7, geb. 2.7.01; Heinz Gildehaus, Gretesch, Grenzweg 31, geb. 9.6.42; Wilhelm Striedelmeyer, Kornstr. 7, geb. 5.11.04. 30 Todesfälle.“

Rückseite: Nachdenklicher junger Mann, Kinn auf Faust gestützt, vor dem Rücken einer zurückblickenden nackten Frau. Halbdiskret von der Seite aufgenommen.

„Die sexuellen Wünsche der Deutschen Es gibt viele Deutsche, die sich ihrer sexuellen Wünsche schämen. Die wenigsten wissen, daß jeder zweite solche Wünsche hat – und sie für ganz normal hält. Jasmin hat diese Wünsche untersucht und dabei erstaunliche Tatsachen entdeckt: Deutschlands junge Frauen in den frechen Kleidern sind prüder als deutsche Internatsschülerinnen unter strenger Aufsicht. Biedere Angestellte um 50 haben eine ausschweifendere sexuelle Phantasie als Playboys unter 35. Und das sind nur zwei von zweihundert Untersuchungsergebnissen, mit denen Jasmin einen großen Report über die sexuellen Wünsche der Deutschen beginnt. Er entstand unter Mitarbeit namhafter Wissenschaftler. Man muß ihn kennen, um sich selbst zu kennen. Das wichtigste Thema im neuen Jasmin. Eins von vielen wichtigen – von mehr als 30. Ein paar davon: Was ich in meiner Ehe falsch gemacht habe ◦ Kann ein Mann seine Frau zur Liebe zwingen? ◦ Ist Claus von Amsberg so glücklich wie er aussieht? ◦ Ratschläge einer erfahrenen Geliebten an ein junges Mädchen ◦

Die Frau, von der man nie genug hören und sehen kann: Grace Bumbry ◦ Das Lexikon der Erotik ◦ Das neue Heft gibt's überall. 300 Seiten. DM 1,50. JAS-MIN Die Zeitschrift für das Leben zu zweit“.

„Freude schenken Italienische Keramik von erlesener Form Für JUNGE LEUTE, die das Besondere lieben Mode von zeitloser Eleganz Lederwaren in internationalem Stil UNOS Osnabrück – Grosse Straße – UNOS-Passage Parkplatz Gr. Hamkenstrasse“

Mein Vater legt die Geburtsanzeigen-Ausgabe der Neuen Osnabrücker Zeitung, 2. Jahrgang – Nummer 265, von Mittwoch, dem 13. November 1968, ein. Einzelverkaufspreis 35 Pfennig, Sa. 50 Pfennig. Titelseite:

„Bonn: Material gegen die NPD reicht aus. Verbotsantrag jedoch vorerst fraglich“.

„Der künftige Herr im Weißen Haus besuchte in Washington Präsident Johnson, um mit ihm aktuelle Probleme der Innen- und Außenpolitik zu besprechen. Johnson und seine Gattin, Ladybird (rechts), hatten Nixon und dessen Frau Pat (links), auf den Stufen des Weißen Hauses begrüßt. Dem politischen Gespräch schloß sich ein gemeinsames Essen an.“

„34 Preßburger verhaftet. Prag schnallt der Presse den Maulkorb fester“.

„Warten auf den Start. Nicht nur in Frankfurt am Main (Bild) dauerte es gestern bis zu zwei Stunden, ehe eine Passagiermaschine von der Startbahn abheben konnte. Auch auf anderen deutschen Flughäfen, wie in Düsseldorf, Hamburg oder Berlin, sah man ähnliche Bilder. Es kam zu erheblichen Verspätungen im Flugverkehr, verursacht durch die Aktion ‚Strenger nach Vorschrift‘ des Flugsicherungspersonals. Es hatte seine Aktion wiederaufgenommen, nachdem die Tarifverhandlungen zwischen ÖTV, DAG und dem Bundesverkehrsministerium gescheitert waren.“

„23 Proz. mehr Verkehrstote. Wiesbaden 12. November (dpa) Die Motorisierungswelle in der Bundesrepublik fordert immer mehr Menschenleben. Im August kamen bei 31685 Straßenverkehrsunfällen mit Personenschäden 1532 Menschen ums Leben. 45031 wurden verletzt. Im Vergleich zum August 1967 erhöhte sich die Zahl der Getöteten nach Angaben des Statistischen Bundesamts um 23 Prozent, die Zahl der Unfälle mit Personenschäden um 11,3 Pro-

zent. Auch bei den Verletzten war ein Ansteigen von 10, 1 Prozent festzustellen.“

„Mondflug: Start am 21. Dezember. Astronauten sechs Tage im Weltraum?“

„Breshnjew mahnt zur Linientreue. Wehner weist Vorwürfe Ulbrichts zurück“.

„Breshnjew und Ulbricht. Von Franz Schmedt: (...) Neben Wladislaw Gomulka erweist sich dabei Walter Ulbricht einmal mehr als der beflissene Satrap, der sich an doktrinärer Enge und Militanz des Auftretens von niemandem überbieten läßt. Während Breshnjew in Warschau direkte Polemik mit Prag vermied, gebrauchte Ulbricht erneut das sattsam bekannte Vokabular von ‚konterrevolutionären und revisionistischen Kräften‘ in der CSSR und sprach wie zum Hohn von der ‚Notwendigkeit einer gemeinsamen Hilfsaktion‘.“

S. 7: Nachrichten. „Der neue Bagger heißt ‚Prinz Claus‘. Die Gemeindeväter von Hitzacker im Kreis Lüchow-Dannenberg hatten sich eigens vom Haus Oranien die Erlaubnis geholt, den neuen Bagger auf den Namen ‚ihres‘ Prinzen zu taufen. Die Zeremonie nahm gestern die jüngste Schwester des Gemahls der holländischen Thronfolgerin, Christina von Amsberg, vor (Bild). Der Saugbagger, der den Fluß Jeetzel begradigen soll, gehört einer Rotterdamer Schwesterfirma der Bremer Wasserbaugesellschaft“.

S. 11: Stadt Osnabrück. „Große Straße bleibt große Verkehrsrollbahn. Verkehrsausschuß sagt auch vor Weihnachten weiterhin nein zur Fußgängerzone in der City“.

„ERHEBLICHE MITTEL brachte der Osnabrücker Einzelhandel für seine großangelegte Lichtwerbung auf, die in wenigen Tagen eingeschaltet werden soll. Der Einzelhandel hatte damit gerechnet, daß die Große Straße an den langen Sonnabenden zur Fußgängerzone erklärt würde. Diese Hoffnungen wurden durch das Nein des Verkehrsausschusses zerstört.“

„Osnabrück im ‚Autobahn-Fieber‘! Morgen wird nun endlich die so lange erwartete Freigabe der Autobahn Hansalinie durch den Bundesverkehrsminister erfolgen. Zu diesem für unsere Stadt so bedeutenden Ereignis steht den Philatelisten in der Auskunftsstelle des Verkehrsamtes – Verkehrsvereins, Markt 8, ein Sonderpostamt mit Sonderstempel zur Verfügung“.

„Minister zu Besuch. Aus Anlaß der Einweihung der Autobahn ‚Hansalinie‘ wird Bundesverkehrsminister Leber auch Osnabrück einen Besuch abstatten. Er trifft morgen um 11.40 Uhr vor dem Rathaus ein. Anschließend gibt die Stadt einen Empfang im Friedenssaal, wo sich der Gast in das Goldene Buch eintragen wird.“

Achtung Autofahrer Wir führen nur westdeutsche Qualitäts-Treibstoffe FRI-GA-GROSSMARKT – OSNABRÜCK Wir bieten an: BENZIN 51<sup>4</sup> SUPER 55<sup>9</sup>DIESEL 49<sup>6</sup>

S. 12: „Der Wetterfrosch meldet In Osnabrück wurden gestern die Höchsttemperaturen mit 7,2 Grad gemessen. Die niedrigste Temperatur in zwei Metern Höhe betrug 4,3, am Erdboden 3,7 Grad. Von 16 Uhr des Vortages bis gestern 16 Uhr fiel kein Niederschlag.“

Der HOLLÄNDER ist morgen zum letzten Mal in diesem Jahr auf dem Wochenmarkt in OSNABRÜCK mit einer Riesenpartie erstkl. holl. Blumenzwiebeln 35 Tulpen, gem., 5,-; 40 Anemonen 2,-; 40 Bethlehemst. 2,-; 30 Plumosum 2,-; 40 Scilla 3,-; 40 Iris 3,-; 10 Hyazinthen f. Zimmer und Garten 4,-; 20 botan. Tulpen für Steing. und Friedhof 4- u. a. und Mittel gegen Wühlmäuse. H e n k H o o g e n d i j k“.

Eingelegt ist auch der Plastikstreifen des Edelnadelbäumchens, das mein Vater einige Tage nach meiner Geburt in einem Gartenhandel kauft und am Ende unseres Gartenstreifens hinter dem Haus einpflanzt:

„170 1 Picea pungens glauca Kosteri 70/80“. Obwohl es eine Blaufichte ist, nennen wir sie Blautanne.

In den deutschen Single-Charts steht am 12. November 1968 Heidschi Bumbeidschi von Heintje auf Nummer 1.

14. November 1968, s/w

Marienhospital. Zweibettzimmer. Unter einer von links hineinragenden Leselampe mit angeschnitten tütenförmigem Schirm diagonal im Bild meine Mutter, noch aufgequollen und nur bemüht lächelnd. Auf dem Krankennachtisch ein graues Normtelefon. Teetasse, stark nach unten verjüngt. Melittastil. Auf der Bettdecke eine gebundene Zeitschrift.

Das Telefon. Mit wem telefoniert? Der Ameldungstraße. Ihrer älteren Freundin Margarete Penner, auch Grundschullehrerin, Ameldungstraße 71. Ortsgespräche. Ihrer einzigen im Westen lebenden Verwandten, einer Cousine in Preußisch-Oldendorf, Kreis Lübbecke in Ostwestfalen. Den Tanten in ihrem Heimatort? Inzwischen Wilhelm-Pieck-Stadt Guben/DDR, bis 1945 Guben, <sub>N</sub>/<sup>L</sup> (für Niederlausitz), wie ihre Mutter, Gertrud Lehmann, geb. Fischer, auf die Briefe dorthin immer noch schrieb? Was von der Deutschen Post gelegentlich vor Ort energisch durchgestrichen und ergänzt wird. Das wären teure Ferngespräche gewesen. Wohl kaum.

14. November 1968, s/w

Marienhospital. Gegenlichtaufnahme. Mutter und Kind im Halbschatten. Gerahmt vom Bettzeugweiß. Architektur von Faltenwürfen und -tälern. Hände, die kaum aus den Ärmeln des weißen Erstausstattungsstrampfers heraussehen. Schon mein Bruder hat ihn 1956 getragen. Weitere Babybekleidung kommt aus der DDR.

2. Advent 1968, s/w

Ameldungstraße 21. Im Körbchen. Draufsicht. Gerahmt vom gepunktelten Stoff. Arme neben dem nach rechts gewendeten Kopf. Babydecke mit Blumenmuster. Reaktion auf die Inszenierung noch beschränkt: Augen auf oder zu. Finger offen oder geschlossen. Arm- und Kopfhaltung. Dieses Bild in Abzügen an die Verwandtschaft verschickt. Der erste Auftritt in der Welt.

2. Advent, s/w

Ameldungstraße 21. Präsentation des Enkels mit der Großmutter, mütterlicherseits. Herstellung der Kontinuität zwischen Guben, dem Herkunftsort der Familie, und Osnabrück. Das erste und einzige dort geborene Familienmitglied, damit formal Niedersachse.

Aus ihrer Sicht: Eigenartig, der gesamte Westen. Seine Bewohner, ihre Sprache, ihre auch durch den Krieg nicht erschütterte Orts- und Standpunktgebundenheit. *Sturmfest, erdverwachsen*. Und auch nach allem immer noch oder erst recht stolz darauf. Außerdem: viele Katholiken. Und kein richtiger Winter. Selten Schnee. Nur Regen. Ganz was anderes als märkische Heide, märkischer Sand und roter Adler. Der ältere Bruder Heinz-Rudolf 1956 im Spätaussiedlerlager Espelkamp auf die Welt gekommen, damit formal Westfale. Auch schon eigen-

artig. Vom Flüchtlingslager, wo der Vater vorübergehend Jugendbetreuer war, zur Osnabrücker Vier-Zimmer-Wohnung ist viel passiert.

Gertrud Lehmann, geb. Fischer, geboren 1899 in Charlottenburg (nicht etwa: im roten Berlin!), seit 1953 Witwe. Lebt in der Wohnung ihrer Tochter. Im wintergartenähnlichen Erker des Wohnzimmers mit seinen ewig zugigen Sprossenfenstern. Allerdings: Südlage. Der 2. Advent ist ein grauer, aber trockener Normalnovembertag. Sie hat viele Neugeborene im Arm gehalten. Als ihre Tochter, da sie wegen *bürgerlicher Klassenherkunft* in der stalinistischen DDR nicht Medizin studieren darf, zwischen 1949 und 1956 im Gubener Wilke-Stift als Säuglingsschwester und zuletzt als dessen Leiterin arbeitet, hilft auch sie dort aus. Russenkinder, Außereheliche aufziehen, bis sie in ein Heim kommen. Bis in die 1950er Jahre fehlt es nicht nur an der Anerkennung der Wahrheit, was die Russenkinder angeht, sondern vor allem an Säuglingsnahrung und Medikamenten. Nach der Heimkehr des Verlobten ihrer Tochter aus elfjähriger russischer Kriegsgefangenschaft in den Westen, nicht nach Guben, kümmert sie sich um den ersten Enkel. Seine Mutter finanziert ihrem Mann das Lehramtsstudium an der PH Osnabrück. Arzthelferin. Anfangs darauf hingewiesen, wie wichtig Händewaschen für die Hygiene ist. Wer weiß, wie das im Osten so ist. Und dann noch eine berufstätige Mutter. Und der Mann: *vielleicht vom Russen umgedreht*. Das Regierungspräsidium Osnabrück teilt solche Bedenken und spricht die Verbeamtung auf Lebenszeit für den schon längst als Lehrer Tätigen spät aus. Man weiß ja nie: Reisen in die DDR. Regelmäßige Besuche von dort. Verwandte in mittelhohen SED- und NVA-Positionen.

2. Advent, s/w

Ameldungstr. 21. Wieder der Erker, diesmal mit zwölfjährigem Bruder und der väterlichen Großmutter, die aus Ost-Berlin gekommen ist. Drei gestaffelte Köpfe auf der Bilddiagonale. Der ordentliche Gymnasiast mit weißem Hemd und Pullover, stehend. Nur die Brille verweist auf die 60er Jahre. Sonst irgendwann zwischen 1930 und 1970 möglich. Sitzend Rosalie, genannt Röschen, Kunze, geb. Bacher, Jg. 05. Trotz weißen Haars lebendiger als die andere Großmutter. Leicht ironischer Blick auf ihren aus Decken kaum heraussehenden Enkel. Der Mann seit '64 tot. Von dessen Kohlenhandel erst in Guben, nach dem Krieg in Frankfurt/Oder, sind nur zwei allerdings schöne Immobilien in Randberlin übriggeblieben. Ein vermietetes Wohnhaus und ein Gartensiedlungsgrundstück mit Laube in Schöneiche *b. B/m*. Straßenbahnanschluss nach Wil-

helmshagen und Berlin-Friedrichshagen, dort S-Bahn. In der Sommerfrische mit Kachelofen wohnt sie. In stehengebliebenen dreißiger Jahren. Arbeitet nebenbei im evangelischen Blindenheim.

Variation. Bruder mit Bruder, ohne Großmütter. Das Deckenbündel leicht ratlos in die Kamera haltend.

## 2. Advent, s/w

Bruder, sitzend, beide Arme auf dem Rand des Körbchens. Blickkontakt mit dem Säugling. Bildunterschrift von meiner Mutter: „in diesem Himmelbettchen lag vor 12 Jahren auch Heinz-Rudolf“.

Die zeitgeschichtlichen Frakturen in den Biographien haben bewirkt, dass Kontinuität alles ist. Das Neue in Gestalt von Dingen und Überzeugungen genießt kein hohes Prestige. Im Gegenteil. Es muss sich gegenüber dem schon Vorhandenen rechtfertigen. Dabei ist das weder materiell noch ideologisch begründet. Die wirtschaftliche Situation mit drei Einkommen in der Familie legt nicht nahe, dass ich den abgebildeten Pullover und das abgebildete Hemd später auch noch tragen werde. Es ist gar nicht anders vorstellbar. Neues hätte nicht die Aura der Zugehörigkeit. Würde nicht die Teilhabe an der ganzen Geschichte bestätigen. Die gemäßigt evangelische, blass bis wohlwollend sozialdemokratische Grundstimmung bei beiden Eltern stößt sich nicht am Konsumverhalten anderer. Nur für einen selbst kommen Kaufen und Verbrauchen aus Lust und zur Erhöhung der Vorzeigereichweite nicht in Frage. *Man hat ja alles.* Im Unterschied zu denen im Osten. Die diese Genügsamkeit allerdings weniger gut verstehen. *Dabei wird in Afrika gehungert.*

## 2. Advent, s/w

Vater und Sohn vor den Sprossenfenstern des Erkers. Ganz der Erwartung an ein solches Bild entsprechend. Statt der mütter- und großmütterlichen Anbetung freudiger Ernst der väterlichen Ansprache. Ganz Lehrer-Vater. Simulation eines Dialogs für das Kameraauge. Getragen vom Glauben an die Macht der pädagogischen Vernunft. Vor der Klasse in der Realschule, den Junglehrern an der Pädagogischen Hochschule, dem etwas mehr als einen Monat alten, ziemlich spät aufgetretenen zweiten Sohn. Grenzenloser, fast unzerstörbarer Stehaufmännchen-Idealismus und humaner Optimismus, Ironie nur moralistisch

wie bei Erich Kästner. „Es gibt nicht Gutes außer:/Man tut es.“<sup>30</sup> Damit das Sein vom Sollen beschämt wird, entgegen dem hier notorischen evangelisch-theologischen Einspruch, dass alles Gute schon für uns getan ist *ohn' allen Verdienst*: Air des Lehrerhaushalts. Stimmung eines Lebens in Sinnkreisen. Der Leistungsförderung. Selbstverpflichtung. Vom ersten Augenkontakt über die Einschulung zum Abitur bis zum Reich der Freiheit akademischer und/oder künstlerischer Selbstentfaltung des Angelegten. Das darf Vergnügen bereiten, hat aber seine Bedeutung nicht darin. Eine ernste Sache. Begabungen dazu da, etwas daraus zu machen. Nicht nur für sich selbst. Sondern für alle. Neigungen sind Tugenden, kein Zeitvertreib. Regeln und Ordnungen helfen dabei. Grammatiken der Selbstdisziplin. Nicht *Freuden der Pflicht*. Sondern Hinführung zur Einsicht in ihre Notwendigkeit. Freudige Begleitung eines Wegs, der ein eigener werden soll. Das Ernstnehmen von allem. Die Schule der Aufmerksamkeit. Der Fähigkeit zur Selbstbeobachtung. Auch das gut evangelisch, aber mehr Melanchthon als Luther.

Vor zwölf Jahren beim Erstgeborenen haben noch andere die raren Familienfotos gemacht. Jetzt kann man es längst selbst. Mit einer Mitte der 60er Jahre in Ost-Berlin gekauften Dresdner Pentacon-Spiegelreflexkamera. Die fotografische Überlieferung seit kurz vor der Geburt des Zweiten ergänzt durch eine Super-8-Filmkamera von Quelle. Aber das ist eine eigene Geschichte. Weil sie mit einer anderen Geschwindigkeit erzählt wird als die ausgewählte Narratio der Fotos. In denen besteht die Verbindung zur vorherigen s/w-Familiengeschichte. Gerade deshalb, weil nach der Flucht wenn auch nur von einer Seite der Neißer auf die andere nicht mehr allzu viel davon übrig ist. Deshalb jedes neue Bild ein Stück Ersatzüberlieferung. Dokumentation des Weitergehens. Wahrscheinlich auch deshalb muss die Kamera aus dem Osten kommen. Kein Spaß- und Freizeitgerät. Sondern ein ernstes Mittel der Berichterstattung.

Kassenbrillen der 60er. Das kann man noch deutlicher sehen als später: Sehhilfen. Beim ältesten Sohn, Vater und der Großmutter zum Verwechseln klobig.

Die Erkerfenster: Lichtquelle des Wohnzimmers von morgens bis mittags, das sonst nur ein Nordfenster auf den Garten hinter dem Haus hat. Freundliche Lichtstimmung auch an den häufigen Regentagen des Nordwestens.

---

30 Erich Kästner, *Moral* (1943), in: ders., *Zeitgenossen*, haufenweise. Gedichte (Werke I), München/Wien 1998, S. 277.

Zurückliegend Düsteres gibt es genug. Meine Eltern sind nur deshalb im Westen, weil Rudi Kunze nach 22 Semestern Sowjetologie die Russen zu gut kennt, um auf ihren Besatzungsstaat zu setzen. Nicht vom Regen in die Traufe. Aber das Ankommen im Westen gelingt weder ihm noch Gerda Lehmann, die ihm dorthin folgt. In allen ihren Tugenden und Untugenden, Hoffnungen und Ängsten hätten sie authentische DDR-Bürger abgegeben. Von der idealistischen und schließlich bis in den letzten Winkel der Seele frustrierten und traurigen Sorte. Die mit dem Projekt eines wirklich anderen Deutschland mehr hätten verbinden wollen als der engstirnige Tischler und der ängstliche Dachdecker halten können. Und die prädestiniert sind, unter jedem Widerspruch von Macht und Geist persönlich zu leiden, weil sie alles moralisch sehen, nicht politisch.<sup>31</sup> Am Ende ist der Westen keine schlechte Entscheidung. Aber eine innere Distanz bleibt zeitlebens.

*Wer das alles eigentlich kaufen soll*, muss der Vater zwanghaft fragen, wenn er, selten genug, zu Hertie Osnabrück genötigt wird.

## 2. Advent, s/w

Elisabeth Siegel mit mir auf dem Arm im Erker. Jahrgang 01. Alleinstehende Professorin für Sozialpädagogik. 1930 bei dem Reformpädagogen Hermann Nohl in Göttingen promoviert. Sehr reformatorisch. Frauen- und Volksbildungsarbeit. 1933 an der Pädagogischen Akademie Elbing entlassen. 1947 Professorin an der PH Adolf Reichwein in Celle, die 1953 nach Osnabrück verlegt wird. Reichwein hat sie gut gekannt. An der PH Osnabrück Chefin meines Vaters, die auch seinen VW 1200, Baujahr 1954, einstellt. Als Familienmitglied schwierig. Hager. Grätig. Keine dritte Großmutter, sondern die Person gewordene sittliche Idee. Aber sie ist die einzige, die auf den Adventsbildern von Ohr zu Ohr strahlt.

Die Hausgemeinschaft der Osnabrücker Ameldungstraße 21. Im EG gegenüber Ehepaar Westerhaus. Er PH-Professor Sport. Während des Kriegs Tennis statt Ostfront. Sie eine reizende alte Dame mit großer Bibliothek. Erster Stock links Elisabeth Lord-Siegel-Bewahrerin der Öffentlichen Moral. Ihr gegenüber Prof. Albrecht Heise, Anglist. Ehemaliger Studienrat. Frau Studienrätin Heise-Mörrike, geboren in Konstanz, unterrichtet Englisch an dem Mädchengymnasium schräg gegenüber, aus dem später mein neusprachliches Käthe-Kollwitz-Gymnasium wird. Eine Tochter ausgewandert in die USA. Im Hausflur

<sup>31</sup> Vgl. Gunnar Decker, 1965. *Der kurze Sommer der DDR*, München 2015.

wird es laut, wenn Elisabeth Siegel aufstößt, wie braun manche Herren Kollegen gewesen sind. *Und zwar nicht von der Sonne.*

„Mit 7 Wochen“, s/w

Kurz vor Weihnachten. Im Badezimmer. Über der Badewanne ein passendes Einlegebrett zum Abstellen des Wäschekorbs. Darauf eine ovale Plastikwanne. Keine Fliesen an den Wänden. Sondern eine raue Ölfläche bis auf Kopfhöhe. Darüber weiße Wand. Ein flacher Warmwassergasboiler in der Ecke. Mit Abstand davon ein ausziehbares weißes Metallwäschegestell. An einem seiner Träger eine Wurzelbürste mit langem Holzstiel. Die weißlackierte Tür im weißlackierten Rahmen mit schwarzem Bakelitdrücker. Genossenschaftlicher Wohnungsbau.

„Mit 7 Wochen ‚läuft‘ Rolf-Ulrich in der Badewanne“. Unter den Achseln gehalten und etwas im Wasser geschwenkt. Augen weit aufgerissen. Im August 1969 wird meine Mutter mich so zum ersten Mal auf Langeoog in die auslappende Brandung halten.

Das Laufen und alles weitere. Mit über Vierzig und in ihrer Generation, mit ihrer Biographie, macht sie sich Sorgen, wie das alles weitergehen kann. Genauer gesagt, wie lange sie mich noch begleiten können wird. Fast Fünfzig, wenn ich in die Schule komme. Sechzig bei meinem Abitur. Da wir keine Familie im Westen haben, die sich um mich kümmern könnte, bedrückt sie ihr Alter schwer und befördert panische Gesundheitsängste.

Sie ist gern Grundschullehrerin seit einem *Hausfrauenstudium* für Inhaberinnen eines Abiturs und einer abgeschlossenen Berufsausbildung an der PH Osnabrück, das den Lehrermangel beheben soll. Lehrerinnenmangel. Dort hat sie Margarete Penner kennengelernt. Sie unterrichtet an der Teutoburger Schule. Deren Rundbögen hochaufragend hinter einer Kastanienfront an der Miquelstraße. Die Royal Air Force auf ihren Hin- und Rückflügen nach Berlin hat den Bau vergessen. Jugendstil wie bei unserer Lutherkirche schräg gegenüber. Bevor er aufs neusprachliche und backsteinstahlbetonneue Graf-Stauffenberg-Gymnasium kommt, ist mein Bruder noch knapp ihr Schüler. Eingeschult in der ersten Volksschule des Vaters in Alte Piccardie, Kreis Grafschaft Bentheim, Reg.-Bez. Osnabrück, Zollgrenzbezirk, hart an der niederländischen Grenze. Einklassig. Außerhalb des hochdeutschen Sprachherrschaftsraums. *Meester* ha-

ben die Kinder den Vater genannt. In Osnabrück wird westfälisches Hochdeutsch gesprochen.

Sorge, Grundgestimmtheit meiner Mutter ihr ganzes Erwachsenenleben lang. Elfjähriges, ergebnisoffenes Warten auf den kriegsgefangenen Verlobten. Ein schwieriger Neuanfang in einem fremden Teil des eigenen Landes. Ein Familienleben immer mit der eigenen Mutter und frühen Witwe mit ihren Maßstäben aus der Kaiserzeit. Nach seiner Heimkehr ein unpraktischer, extrovertierter Mann. Ein introvertierter, beunruhigend gefügiger erster Sohn. Migräne schon vorher. Gern wäre sie nach dem Gubener Notabitur 1944 Kinderärztin geworden. Aber stattdessen kommt sie in den Reichsarbeitsdienst. Und dann verhindert die Zugehörigkeit der *für den Faschismus verantwortlichen bürgerlich-kapitalistischen Ausbeuterschichten* ein Studium der Medizin in Berlin oder Halle.

„Erste Ausfahrt Weihnachten 1968 am Riedenbach“, s/w

Meine Mutter, ihre Mutter, beide in Pelzmantel und -mütze, mein Vater im kurzen Wintermantel und mit noch unvermeidlichem Panama, den hochbeinigen, fragil wirkenden Kinderwagen rahmend. Mein Bruder fotografiert. Über den Köpfen der wehrburgartige Turm der kath. St. Josephs-Kirche. Harmlose nichtarchitektonische Mehrfamilienhausfronten hinter dem kahlen Gebüsch. Spiegelnd vereister Fußweg der Miniparkanlage. Der Riedenbach. Ein abschnittsweise sichtbarer, ansonsten kanalisierter Bach mit zu ihm abfallendem Rasengrün. Schneereste darin. Weiße Weihnachten verhindern in Osnabrück die regelmäßigen Nordwesttiefdruckgebiete von der Nordsee. Sie drängen die kontinentale Kälte über die Systemgrenze auf das Gebiet der DDR zurück. Der Himmel trüb-diesig. Feuchte Kälte, die Frost von wenigen Graden angenehmer erscheinen lässt. Auch in Handschuhen ständig klamme Finger.

Der Riedenbach immer für einen abgemessenen Spaziergang gut. Auf der einen Seite der Ameldungstraße geht er in Richtung Schölerberg. Dieser Abschnitt endet an einer Querstraße vor einem baumlosen Platz an der Josephskirche. Dort ist dienstags Wochenmarkt. Ein paar Schritte weiter, auf der anderen Seite der Kirche, die Miquelstraße. Benannt nach dem Oberbürgermeister erst von Osnabrück, dann von Frankfurter am Main und preußischen Finanzminister. Gleich gegenüber, in einem Neubau zwischen stehengebliebener Gründerzeit, die Internistenpraxis von Dr. Otte, bei dem beide Eltern in Behandlung sind. In Sichtweite die Teutoburger Schule. Und am Ende der Straße, Ecke Iburger, die Lutherkirche. Das schon eine Entfernung, die mit dem Auto zurückgelegt

wird. Am Heiligen Abend, auf dem Weg zum Gottesdienst. Keine großen Läufer in der Familie. Keine Wanderer. Die in der Zeitgeschichte des 20. Jahrhunderts zurückgelegten Distanzen schon groß genug.

Eine überschaubare, in fünf Minuten umgangene Welt. Wo sind diese Weihnachtsspaziergänger in Gedanken? Bei Pädagogischem. Das ist mehr als ein Beruf. Daher spielen Fragen der Bildungspolitik eine Rolle wie bei anderen solche von Krieg und Frieden. Die Assistentenzeit meines Vaters an der PH ist zuendegegangen. Um dort bleiben zu können, hätte er in Göttingen noch promovieren müssen. Aber mit über Vierzig, von der Familie getrennt? Daher hat in der Realschule des Landkreises Osnabrück angefangen, und das aus Überzeugung. Endlich wieder unterrichten. Vor der Klasse stehen: beste aller Welten.

Meine Mutter vom Dienst an der Grundschule beurlaubt.<sup>72</sup> fängt sie mit kleinem Deputat wieder an. Aber bleibt nicht lang. Die Bildungsreformen erreichen auch die Grundschule.

Gertrud Lehmann in Gedanken bei ihren beiden noch lebenden Schwestern. In Guben. Dort liegt jetzt Schnee. Die deutsch-deutsche Grenze existiert für sie nicht. Kein anderes Familienmitglied wird so viel mit Zügen der Deutschen Bundesbahn und der Deutschen Reichsbahn unterwegs sein. Zuglauf Hoek van Holland–Osnabrück–Hannover–Magdeburg–Berlin Bahnhof Zoo–Berlin Ostbahnhof – Warschau. Umsteigen. Frankfurt/O.–Wilhelm-Pieck-Stadt Guben. Was sieht und denkt sie auf diesen vielen hunderten Bahnkilometern? Im Westen und im Osten? Wer sitzt mit ihr im Abteil? Sie lebt in einem geschlossenen Erinnerungsraum mit wenigen Lebenden und vielen Toten. In Guben geht sie in den Gottesdienst des Pastors der Brandenburgischen Landeskirche. In die Osnabrücker Lutherkirche nur zu Ostern und an Weihnachten. Schreibt regelmäßig Bildpostkarten. Kurze, unpersönliche Sachstands- und Wetterberichte. Höchstens ihre exakt gehaltene Schrift sagt etwas über sie. In Guben zu sterben, gelingt ihr nicht. Nur auf dem Städtischen Hauptfriedhof bei ihrem Mann beigesetzt zu werden.

## 1969

„3 Kunzes in der Ameldungsstraße im Januar 1969“, s/w

Vor der Nummer 21. Vater und Bruder hinter Kinderwagen. Ein heller Tag mit milchigem Himmel. Ganz im Hintergrund am Riedenbach der genossenschaft-

liche Wohnungsbaustandard der 30er Jahre. Düstere, vielgliederte Fassaden mit leuchtend weißen Sprossenfensterbändern und hohen Spitzgiebeln. Kleinteutewohnungen. Vom Bombenkrieg verschont oder so wiederaufgebaut, als hätte es den nie gegeben. Auf der rechten Straßenseite weiter vorn die leichteren 50er- und frühen 60er-Jahresaussagen wie aus dem Lego-Baukasten. Kaum Dachüberstände. Geometrische Vorgartenbepflanzung. Nur leider die Äste der Ziergehölze im Winter nicht rechtwinklig. Aber unendlich filigran und mit feinem Schattenwurf.

Die Straßenmöblierung der Ameldungstraße stehengelieben. Nicht wie im Osten in den 30ern, aber in den westlichen 50ern. So bleibt es bis Mitte der 70er Jahre. Fahrdamm und beide Bürgersteige grob asphaltiert, oft ausgebessert. Rüdlig. Auf beiden Seiten eine Nicht-Flucht von Birken in unregelmäßigen Abständen. Die jetzt Kahlheit ausstellen. Zwischen Straße und Fußweg eine imperfekte Übergangsfläche aus geteerten Flecken und Schotterinseln. Straßenrand. Nur durch die hohen, mit ziemlichem Abstand gesetzten Peitschenbogenlampen und das ausgewiesene Parkverbot definiert. Der hier in beiden Richtungen verlaufenden städtischen Buslinie und des Schulwegs wegen.

Links im Bild ein VW 1600 Variant von hinten. Ziemlich in Straßenmitte. Die Breite des Fahrwegs keiner Norm gemäß. Die beigen Stadtbusse mit dem Osnabrücker Wappen müssen langsam aneinander vorbei. Ausgeschlossen, hier eine der Linien für Oberleitungsbusse zu betreiben. Anderthalbdecker. Die es bis Mitte '68 gegeben hat. Und die zehn Jahre nach der Straßenbahn aus Osnabrück auch verschwinden, als vorübergehende Verkehrszukunft.

Mächtige Hainbuchenhecken sichern die Vorgärten. Von ihrem das halbe Jahr lang braunen Laub sieht man nicht viel. Es wird von den Anrainern regelmäßig abgeharkt. Sofern der Nordweststurm nicht alles nach eigenen Vorstellung redistribuiert.

9. Februar 1969, s/w

„Rolf-Ulrichs Taufe am 9. Februar 1969“. Morgens im Elternschlafzimmer, wegen seiner großen weißen Doppeltür eigentlich als bürgerlicher Erweiterungsraum des Wohnzimmers gedacht. Es ist Gertrud Lehmanns Siebzigster. Fast lächelnd, in einem strengliniert zweifarbigen Floralkleid, das wahrscheinlich auch in Farbe s/w gewirkt hätte, den sehr weißen Täufling auf dem Arm. Sie in den Arm nehmend, mit leicht fragender Lippenspannung, ob es dem

fotografierenden Vater auch so recht ist, der ältere Bruder. Anlassgerecht mit weißem Hemd und dunkler Nylonkrawatte unter Pollunder.

Hier soll, mit dem Rücken zum bodentiefen Südfenster, der Schreibtisch des wohnungsinhabenden PH-Professors stehen. So wie in der Wohnung im ersten Stock über uns bei Heises. Der ehemalige PH-Assistent und Realschullehrer mit seiner Familie nutzt die Wohnung anders. Im Arbeitszimmer das aus der DDR bei der Umsiedlung mitgebrachte Doppelbett aus dunkel gebeizter Kiefer. Dazu passende Schrankgarnitur und eine Frisierkommode mit dreiflügligem, bereits leicht ertrübtem Spiegelaufsatz. Rundeckige Nachttische mit grünlich-opaken Glasauflagen: Streamlinezitate aus Ulbrichts sozialistischem Menschengemeinschaftsstaat. Darauf Stoffschirmnachttischlampen. Aus denen die matten Glühbirnen zu einem Drittel herausstehen. Auf jeder Seite ein aufklappbarer mechanischer Reisewecker. Nie auf eine Reise mitgenommen, nur jeden Sommer nach Langeoog. Wo man ihn nicht braucht.

Die Tapete ein mildes Strömen-Fließen von Fleckenlinien. Aufsteigende Luftblasen. Vom übergroßen Rahmen der Doppeltür zum Wohnzimmer ein Vorhang. Das schafft zusätzlichen Stauraum und vor allem Platz für eine erhaben überflüssige Bügelmaschine von Miele. Als Erleichterung gedacht für die auch berufstätige Hausfrau und Mutter.

Im eigentlich vorgesehenen Schlafzimmer daneben lebt Gertrud Lehmann mit Couchbett, Wohnzimmertisch, Stühlen und großem Schrank wie in einer Einzelzimmer-Wohnung. Auch nach Süden und schöner Blick auf eine riesige Balsampappel im Vorgarten.

Der kleinste Wohnraum das Kinderzimmer. Ein Schlafschlach. Für zwei Kinder nur tauglich, wenn sie gestapelt werden. Beheizt von einem freistehenden Ölofen mit langem Rohr.

Gegenüber, auf der anderen und Nordseite des zu schmalen Flurs, zusätzlich verengt durch einen der heraustretenden Hauptkamine des Hauses, die Küche. Daneben Badezimmer.

Achtzig qm für fünf Personen. Allerdings große Terrasse am Erker und eigener Gartenanteil hinter dem Haus. In Nordwestdeutschland allerdings eher von emotionaler Bedeutung. Der Schreibtisch des Vaters steht im Wohnzimmer. Anstelle einer nicht vorhandenen Couch. Über einen Reihenhauskauf wird nie

ernsthaft nachgedacht. Nochmal umziehen? Nee. Außerdem die schöne Lage am Schölerberg. Garten und Garage. Und dann immer Ärger mit Handwerkern? Besser nicht.

9. Februar, „Meine Familie an meinem Tauftag“, s/w

Wieder im Schlafzimmer. Wahrscheinlich die bühnenartige Ausstrahlung des Vorhangs vor der Tür. Ein Nachttisch auf der Seite meiner Mutter unten rechts versehentlich mit im Bild.

Bruder. Mutter mit Taufkind. Vater. Beim Zwölfjährigen unruhige Spannung hinter der Kastenbrille. Ein langer Tag des Inszenegesetzseins und Beurteilt-werdens. Jede Regung unter dem wohlwollend prüfenden Blick der spärlichen Verwandtschaft. Mutter in Weiß. Mit flacher Goldkette über dem runden Ausschnitt. Eine prinzessin-beatrixhafte Dauerwelle. Für ihre natürliche Angestrengtheit fast gelöst. Vater in Schwarz, aber nur Zweiteiler. Silberne Krawatte. Der Blitz gespiegelt auf den Brillengläsern. Leicht unbeteiligt. Wie abwartend. Skeptisch gegenüber der Kamerabedienung durch die Schwiegermutter. Bedrängt durch den in festen Bahnen ablaufenden Tag. Unvermeidbare Gespräche mit unvermeidlichen Gästen in der eigenen Wohnung. Der Mann der Cousine meiner Mutter. Ein jovialer Ewiggestriger, der immer wieder betont, *dass ja nicht alles schlecht war*. Verkörperung der gemütlichen Seiten von Hitlers Staat und Krieg. Nie an der Front. Aber zu allem Gegenwärtigen klare Meinungen.

Bleibt abendliche, Gegensätze mindernde Flucht in den Cognac. Wenn dieser Brand den Namen verdient. Nach einem Tag ausführlicher Mahlzeiten auf weißem Tischtuch. Das Essengehen bei Familienfeiern noch nicht üblich. Zwei Frauen im Haushalt. Im Februar 1969 ist die Speisenfolge noch die eines festlicheren Sonntags. *Silberbesteck*. Das weiße WMF-Geschirr. Leinenservietten. Für irgendwas muss die Miele-Bügelmaschine ja gut sein. Suppe mit Einlage. Zweierlei Braten. Rind und Schwein im Sud. Gertrud Lehmann beherrscht das vorzüglich. Rot- und Rosenkohl. Salzkartoffeln. Verziert mit Petersilie. Eis Fürst Pückler. Schokolade. Etwas zwischen Kirsch und Erdbeer. Wannillje. Rotwein unüblich. Weiß. Halbtrocken. Moselfusel.

Beim *gemütlichen* Zusammensitzen Salzgebäck. Kupferberg Gold. Käsehappen zwischen Pumpnickel auf bunten Plastikspießen. Vom WMF-Silbertablett mit

eckigen Holzgriffen. Gertrud Lehmann findet dieses westfälische Schwarzbrot einfach nur *ungebacken*.

Margarete Penner und ihr feinsinniger Ingenieursmann. Gut verdienend als Brückenbauexperte. In seinem Reihenendhaus große s/w-Fotos eleganter Brücken, in denen ein Stück von ihm steckt. ZEIT-Abonnent. Führt einen BMW und hat schon gehobeneren Vorstellungen von Festanlässen. Besitzer einer Ferienwohnung in Timmendorfer Strand. Stammt aus einer westpreußischen Mennonitenfamilie. An der TH Danzig Bauingenieurwesen studiert. Vom Braundumpf auf der anderen Tischseite wohl nicht weniger abgestoßen als meine Eltern. Vor allem ästhetisch. Aber distinguiert schweigend. Wie auch zu den hochidealistischen Pädagogismen von Rudi Kunze. Sachlich. Kultiviert. Nie anders als im weißen Hemd. Schwere Verletzung am rechten Arm gleich in den ersten Tagen des Frankreichfeldzugs. Trotzdem tadellose Gabelführung. *Und guter Tänzer*, wie gesagt wird.

Eingeheftet:

„Evangelisches Hilfswerk für Internierte und Kriegsgefangene München, den 27.3.1969

Herrn

Rudi Kunze

4500 Osnabrück

Ameldungstr. 21

Lieber Herr Kunze!

Womit soll ich meinen Brief nun anfangen, beide Nachrichten sind höchst erfreulich, daß wir Sie in der Elmau begrüßen dürfen und daß Sie einen zweiten Sohn bekommen haben. Darf ich Ihnen und Ihrer lieben Frau zunächst zu diesem großen Ereignis herzlich gratulieren!

Möchte das Kind in Gottes Hut aufwachsen und Ihnen viel Freude bereiten. Es tut uns natürlich leid, daß Ihre Frau nicht mitkommen kann, doch in diesem Fall geht entschieden der kleine Mann vor. Hoffentlich geht es ihr gesundheitlich gut?

Wir werden ja von Ihnen Näheres hören.

Wir freuen uns jedenfalls sehr, daß Sie wieder einmal bei uns sein werden und natürlich würden sich alle freuen, wenn Sie uns wieder mit einem unterhalten-

den Vortrag erheitern könnten. Zeit dafür werden wir schon finden. Der erste Abend ist zum Beispiel noch ganz frei, doch können wir auf Wunsch sicher auch noch mit einem anderen Abend ein Tauschgeschäft machen. Das überlassen wir einem persönlichen Gespräch.

Auf ein frohes Wiedersehen also in der Elmau und herzliche Grüsse an Sie und Ihre Frau

Ihre  
(Elis. Schmidt)“

Das Ev. Hilfswerk, gegründet 1939 von Bischof D. Theodor Heckel, betreut nach 1945 deutsche Kriegsgefangene. Auch Rudi Kunze. Seit den frühen 1960er Jahren fährt er zu den Jahrestagungen auf das oberbayerische Anthroposophenschloss Elmau. Mit Blick auf die Wettersteinwand. In der eigenartigen Edelatmosphäre trifft sich ausgerechnet das Establishment der lutherischen Landeskirche Bayerns, der christdemokratischen und -sozialen Freistaats- und Bundespolitik zu einer anregenden Empörung: Berichte über die Christenverfolgungen im Kommunismus und die politisch-militärischen Strategien des Westens, damit das Abendland intakt bleibt.

Der Bischof 1966 verstorben. Aber die Treffen gehen weiter. Auch wenn es keine zu betreuenden deutschen Kriegsgefangenen mehr gibt. Und die anderen unterfallen nicht der christsozialen Barmherzigkeit. Mein Vater hat dort die Rolle, die er schon in der Kriegsgefangenschaft spielt. Conférencier und Unterhalter. Eigentlich Spaßmacher über Ernstes. Eine kleine Entschädigung dafür, dass er gegen den Einspruch von Gerda Kunze nach seiner Heimkehr 1956 nicht zum Rundfunk gehen darf. Sondern den vernünftigen Lehrerberuf ergreifen muss.

Geschrieben hat den Brief Elisabeth Schmidt, Sekretärin des Hilfswerks und damals um die Siebzig.

Februar 1969, s/w

Erkerbild. Eltern und zwei Söhne. Repräsentation wovon? Aus dem Spätaussiedlerlager in die Vierzimmerwohnung. Eigentlich immer noch Abstieg, was die väterliche Firma betraf. Aber: Familienkontinuität. Zumindest in der Kernfamilie.

Und politisch?

Politik für meine Mutter seit jeher die Ursache von allem Übel. Kein Instrument zur Lösung von Problemen. Ausdruck der Anmaßung. Sie verabscheut den Proletenkult im SED-Staat. Den Geruch der Macht in Lederjacke und Schieberkappe. Im Westen ringen ihre konservativen Neigungen mit ihrer pädagogisch-sozialdemokratischen Grundstimmung.

Willy Brandt. Idol meines Vaters. Eine kühle Abwägung der eigenen Klassenlage bei meiner Mutter. Ohne viel Wärme für diese Partei und das, wofür sie steht. Und das beginnt sich um die Jahreswende 1968/69 zu ändern. Junge, universitäts- und großstädtische Linkswirre strömen in die biedere Facharbeiter- und Gewerkschafterpartei der *vernünftig* umverteilenden Modernisierung mit Außenmaß für kleine Leute. *Spinner*. Feindbild der *Wiedertäufer der Wohlstandsgesellschaft*. Wie sie ein Sammelbandtitel der entsetzten staatstragenden Sozialdemokraten nennt,<sup>32</sup> die auf Regierungsverantwortung, Kybernetik und Stahlbeton setzen. Wildromantisches Volk im offenen weißen Hemd ohne Krawatte. *Wie driiben*. Und Brandt? Holt diese jungen Bartträger in die Partei. Maoisten darunter. Antiautoritäre. Hippies weniger, das ist mehr eine Sache in den Niederlanden und in Amerika. Aber *Langhaarige* auch hier.

An der PH Osnabrück haben sie im Sommersemester '68 einen Revolutionsversuch unternommen. Delegierte der Räte aus Göttingen und Münster, die in ihren 2 CV sich auf den langen Marsch in die klerikalfaschistische Provinz gemacht haben. Allerdings findet die Revolution nicht nur nicht im Saale, sondern gar nicht statt. Ungenügendes revolutionäres Bewusstsein bei den Lehrämterinnen und Lehrämtern. Die roten Fahnen wieder eingerollt. Kein Zwischensieg im Klassenkampf in der Stadt des Westfälischen Friedens.

Die Farbe Rot.

Erinnerung an SED-Funktionärsgrinsen. *Jetzt sind wir am Drücker!*

Gröhlen nun die studentischen Sendboten der Revolution. Und:

*Wer zweimal mit derselben pennt, gehört schon zum Establishment.*

Das trifft ja auch für den Bundeskanzler der Bundesrepublik Deutschland zu.

„Mit 5 Monaten vor dem blühenden Kirschbaum im Garten“, s/w

April 1969. In unserem Gartenabschnitt hinter dem Haus steht ein zu selten geschnittener Sauerkirschbaum. Der sich ins Weißzeug legt. Nahaufnahme Mut-

---

<sup>32</sup> Die Wiedertäufer der Wohlstandsgesellschaft. Eine kritische Untersuchung der ‚Neuen Linken‘ und ihrer Dogmen, hg. v. Erwin K. Scheuch, Köln 1968.

ter und Kind. Ein Ast so vor ihrem Kopf, dass sie bekränzt wirkt. Ein unentschlossenes weißes Kleid. Kurzärmelig. Leicht uniformhaft. Die Taschen mit einem gepunkteten Streifen abgesetzt. So auch der flache Kragen. Ihre Konfirmationsuhr aus Guben am Arm. Stadt- und Hauptkirche, 1940. Ich in einer mantelförmigen Frottékutte mit aufgesetzter Kapuze. Beißring in der linken Hand. Kein Ausdruck von Begeisterung auf dem Gesicht. Hier erstmalig: die Buster-Keaton-Verweigerung jeden Lächelns im Foto.

Jedes Jahr werden Kirschbaumaufnahmen gemacht. Ein interbiographisches Zitat steckt darin. Guben ist vor dem Krieg eine Obstbaustadt gewesen. An den Hängen der Neiße östlich der Stadt hat es eine *schöne* Baumblüte und Obstweinwirtschaften gegeben. Sogar in Berlin bekannt. Sonderzüge von dort zum Beschwippen der Reichshauptstädter. Das nur grasgrüne Niedersachsen kann das, abgesehen vom Alten Land an der Elbe, nicht bieten. Das ist zu weit weg für Wochenendausflüge. Und unser Gartenkirsch ist, für sich genommen, mäßig eindrucksvoll. Aber eben *unser* Baum. An dem das Vergehen von Zeit maßgenommen wird. Einer der Nordwestherbststürme verdreht und spaltet ihn. Davon erholt er sich nicht mehr und stirbt zehn Jahre vor sich hin.

„Mit 5 Monaten wiegt Mama mich regelmäßig“, s/w

Eine Küchenwaage mit Stoffauflagen. Darauf ich mit einem Beißspielzeug. Gerade noch längenpassend. Optisch gedoppelt vom dreiteiligen Kommodenaufsatzspiegel im Elternschlafzimmer. Auf dem dunklen Schrankholz Occhi-Deckchen. Gekauft. Nicht selbst gearbeitet. Mengen von Kinderpflegeartikeln. Die Penatenpuderdose aus weichem Plastik. Unvermeidliche Cremedosen. Dahinter Kosmetika meiner Mutter. Größenordnungsgestaffelt. Ein Flacon Uralt Lavendel. Markanter Schriftzug. Das Grünglas mit der Wespentaille. Der einzige Parfumgeruch, den ihr migränegeprüfter Geruchssinn zeitlebens zuließ. Über aufdringlichere Schwaden anderer konnte sie das Gesicht verziehen.

Die diakonissenanstaltlich geprüfte Säuglingsschwester nimmt es mit Messen und Wiegen so ernst, wie sie '45 bis '48 in Potsdam gelernt hat. Statt des Medizinstudiums medizinisch genaue Versorgung. Dateneintrag ins Heft. Zum Erstaunen des leicht schnoddrigen, aus Berlin stammenden Osnabrücker Kinderarztes in der Bielefelder Straße. Und hier im Westen die Voraussetzungen dafür ja auch viel besser als seinerzeit im Mangel der jungen DDR. So viele wunderbare Markenprodukte zur Babypflege. Aber Papierwindeln aus der Packung? Die aussehen wie Umzugsverpackungen für Vasen? Völlig ausgeschlossen.

Baumwollstoff. Der verlangt viel von der mit Starkstromanschluss betriebenen Miele-Waschmaschine. Die Oma wäscht mit.

Die Bilder nicht immer in chronologischer Reihenfolge. Mittendrin ein Strandkorbfoto.

Langeoog, Juli 1969. Farbe

Ein Korb für Eltern, für mit einem Kind und Großmutter zu klein. Strahlendes Langeooger Weststrandnordseeblau über Blendensandweiß. Der gerühmte feine Sand allerdings nicht zu preisfähigen Burganstrengungen verarbeitet. Es gibt Burgenbauwettbewerbe. Schrebergärten, aus Sand gebaut. Unter der stolzen Flagge Recklinghausens. Meine Eltern haben genug zeitgeschichtlichen Sand geschaufelt in ihrem Leben.

Ein Plastikset mit bunten Plastikbocciakugeln am Metallstellhebel des Korbs. Der immer gut, sich böse die Finger einzuklemmen. Jetzt ließe sich GrünRot-GelbBlau nur im weichen Sand so spielen, wie es eigentlich auch gemacht wird. Also werfen. Aber rollen auf dem flachen, harten Sand macht mehr Spaß. Vielleicht weil es so lustig ist, fliehenden Kugeln hinterherzurennen. Denn es ist Flut. Allerdings so gut wie kein Wellengang. Die Nordsee ostseehaft zahm und glatt. Viel Abstand zwischen den Körben. Das ist der Unterschied zum Schrebergarten in Recklinghausen. Die Volksgenossen bleiben im Unterschied zur Volksgemeinschaft ganz gern für sich.

Grundgeräusch: Atlantisches Grundrauschen. Sich in der Fläche verteilende Stimmen. Kinderrufe. Verwehte Dialektversatzstücke. Cessna im Parallelflug zur Wasserlinie, die irgendein Werbespruchband hinter sich herzieht: Nivea oder Delial oder Coca Cola.

Grundgeruch: Warmer, trockener Sand. Sonnencreme. Heißer Plastikstoff des Strandkorbs. Sonnengebleichte, harte Handtuchbaumwolle.

„Mit 8 Monaten“, vier Großformate 22 x 16 cm, s/w

Mein Bruder experimentiert mit der Pentacon. Ist in einer Foto-AG des Graf-Stauffenberg-Gymnasiums. Das wird, wie jede Interessenregung, gefördert. Er soll auch an Familienbildern üben. Vier mal Vater und jüngster Sohn, close-ups. Runde Backen der Spätsechziger und leichtes Doppelkinn. Materialmixbrille mit augenbraueneretzendem Schwarzplastikstreifen. Über der Nase von Metallklammer zusammengehalten. Die Nase wegdenken, dann ist es Optik des

amerikanischen Autokühlerbaus dieser Zeit. Rundeckig. Aber fließend. Feinstrickhemd mit Kragen statt Polohemd. Das kommt später. Bei mir eine im Rücken mit Bändern schließende, weiße Absurdität, sicher aus dem Osten. Balkanstil mit Zierrüschchen. Bulgarisch-ungarisch, wie man es sich im VEB Obertrikotagen so denkt. Aus der Konsum-Abteilung Kleinkind. Leicht lauerner Blick. Mein Bruder weiß schon, warum er mit Kamera im Anschlag hat. Bildunterschriften: „Ich möchte ...“

„... Papas Brille!“ Kampfszene. Das natürliche Opfer für diesen Fangsport ist allerdings die langsamer reagierende Brillenträgerin Gertrud Lehmann. Die sich dabei allerdings sicher nicht aufnehmen lassen würde. Faszination in meinem Ausdruck. Der Vater erstaunt, wie schwierig es ist, meine Finger von der Brille zu bekommen.

„Das ist meine!“ Mit beiden Händen fest am Gestell. Und genau das die Sorge, was passiert, wenn ich es fallen lasse. Die väterlichen Appelle gut hörbar. Autorität der Vernunft gegen Lust.

„Alles ist wieder gut!“ Kopf an Kopf. Die Brille wieder am gemäßen Platz. Im Austausch gegen eine Gummiente. In die sich auch viel schöner beißen lässt.

Das Genre inspiriert. Vier Bilder, auch Juli 1969, s/w  
Mutter/Kind auf Arm.

„Mama,  
weißt Du,  
Deine Brosche  
gehört mir!“

Funktioniert nicht so schön wie mit der Brille. Die Brosche ist fest an der Bluse. Nur Haltegriff für die Hand.

„Von Frau Professor Siegel fotografiert“, Sommer 1969, s/w  
Schaumstoffmatte auf schwarz-weiß getigelter Deckenunterlage im Gartengras hinter dem Haus. Kurzärmliges Leibchen oberhalb des Windelpakets. Schuhe an den Füßen. Eine Wäscheklammer, Holz. Eine Cremedose. Eine Decke. Die kinder- und enkellose Elisabeth Siegel fotografiert mit Interesse und Geduld für den pädagogischen Moment. Keine süßlichen Babyblicke. Kein lachendes Vollgesicht. Sondern heruntergebückt zum Betrachtungsgegenstand ein Einfangen des Moments, in dem dieser die dicklichen Arme aufstützt und den Ober-

körper hochdrückt. Das Heben des Kopfes. Der Blick über die Matratze in die Welt. Die Lippen eine Doppellinie der Anstrengung. Willensäußerung! Eines der wenigen Fotos, das von ihr ist. Die im Rauhen Haus in den 20er Jahren mit Kindern als Praktikantin manches erlebt hat. Enthält die ganze pädagogische Person in einer Motiv- und Perspektivwahl. Sich selbst und seinen Platz im Ganzen finden. Jedem das ermöglichen. Helfen, wo nötig. Fordern, damit das Vorhandene arbeiten kann. Die Wirklichkeit: veränderbar, wenn man nur will. Wollen muss man lernen und üben.

„Mein 1. Geburtstag mit Tante Margarete“, Farbe

Auf der Schlafcouch im Zimmer von Gertrud Lehmann. Die nachblondierte Patentante hart begrenzt durch einen dunkelbraunen Kleiderschrank mit runden Kanten. Ihr hellblaues Kragenkleid passt zu meinem himmelblauen Pull-over. Über dem eine zierliche graue Trägerhose. Margarete Penner nicht regressiv in ihren Geschenken: eine große, jahrmarktunte Gummi-Micky-Maus mit dicken weißen Fingern und etwas zu kleinen Ohren. Lehrerin, die sie nunmal ist, schenkt sie nicht nur populär. Sondern auch pädagogisch. Ein Set mit primärbunten Plastikstapelklötzen. Vor uns der gedeckte Kaffeetisch. Gertrud Lehmann die Gastgeberin. Aufgeschnittener Stollen. Eine Kristallschale mit Schlagsahne. Die sich selbst ironisierenden Sammeltassen und -teller der 60er mit abstrakt-geometrischen Tapetenmustern. Für ein Buffet, sie auszustellen, ist kein Platz mehr. Eine brennende Lebenskerze.

„Heinz-Rudolf 13. Geburtstag“, Farbe

Sparsam gesungen worden ist schon am Bett. *Viel Glück und viel Segen/ Auf all deinen Wegen/ Gesundheit und Frohsinn/ Das schenke Dir Gott.* Das Geburtstagkind in Bildmitte. Sitzend. Nur etwas verdeckt von herunterhängenden Nelken aus hochstiliger Glasvase auf dem Esstisch. Kerzenkranz. Noch nicht ausgepustet. Bücher. Bereits ausgepackt. Diverse Jugendliteratur. Die unser Vater als pädagogischer Rezensent für Jugend- und Schulbuchverlage in großer Menge preisreduziert kauft. Meist englische Internats- und amerikanisch-kanadische Abenteuergeschichten.

Auf dem Schoß des Bruders ich im balkanischen Wams aus der DDR mit EV-P-Schildchen *Made in GDR*. Im Arm den zweiten der beiden Familien-Teddybären aus Schöneiche. Sie sind beide strohgefüllt. Der ostdeutsche von bunagelborangener Fellfarbe und sprachlos. Der westliche ist tongebend. Blökt wie

ein Schaf. Hinter uns ein zweifarbiges Sideboard. Darauf das Grundig-Kastenradio aus den 50ern mit seinem Gesichtsausdruck zwischen Roboterkarikatur oder LKW-Kühler. An der beigeweißen Tapetenwand, Muster mit eingezogenen weißen Vertikalstreifen, ein erratisches Tuschebild meines Bruders. Rote Amöbenformen mit weißem Schaumrand auf Tiefblau. Eventuell auch durch Weltraumaufnahmen inspiriert. Den 21. Juli 1969.

„Ich bin 1 Jahr alt und Heinz-Rudolf ist 13 Jahre alt“, s/w

Beide Söhne vor der Blaufichte am Gartenende. Sie ragt erst knapp über meine weiße Pudelmütze. Die in einen weißen Schal übergeht. An den Ärmelenden des Kapuzenanoraks weiße Handschuhe. Mein Bruder, in der Hocke neben mir. Schwarzer Duffle coat und mehrfarbiger Schal. Der Garten nicht nur herbstkahl. Noch spärlich bepflanzt. An diesem am Schattenwurf erkennbar sonnigen Novembertag 1969 freier Blick auf die lange Querfront des nächsten Mietshauses mit seinem regelmäßigen Muster von quadratischen Fenstern, inversen Balkons, länglichen Panoramascheiben. Die Balkongitter nierenförmig an einer Seite ausbeulend. Jetzt mit Tannenzweigen abgedeckte Blumenkästen daran. Gartenstühle und Klappische. Gardinenlandschaften. Schwere Geheimnisverhüller oder leichte Architektenstores. Davor Landschaften von Topfpflanzen, Sukkulenten.

„Spaziergang mit Papa“, s/w

Gleiche Kleidung, ähnliche Lichtverhältnisse. Wahrscheinlich derselbe Tag. Vor dem Haus. Auf Vaters Arm. Er im Dreiviertelmantel. Durch Seidenschal leuchtet weißer Hemdkragen mit Krawattenknoten. Unvermeidlicher Hut. Etwas klein. Durch die Aufnahme leicht von unten doppelkinnbetonend. Hinter uns die Ameldungstraße nach Osten. Der Spiegelung auf dem Fensterglas der Nummer 23 nach zu urteilen gegen Mittag. Hinter der rechten Vaterschulter Aula und Hauptgebäude des Käthe-Kollwitz-Gymnasiums. Freundlicher, heller Spätfünfbzigerbau mit sanften Braunbackstein-Hüftschwüngen und riesigen Fenstern. Nach Norden auf die Stadt. Nach Süden auf die Baumkronen des Schölerbergs. Antispektakulär. Die Schatten und das Spektakuläre liegen in der Vergangenheit. Der hier etwas Optimistisches entgegengesetzt wird.

„Am 10. Dezember 1969“, s/w

Auf der Seitenterrasse mit Blick auf unseren Garten. Ein paar Zentimeter Schnee. Ich, stehend auf der Brüstung, gehalten von Bruder und Mutter. Blick

geradeaus in die Kamera. Fotogerechtes Verhalten schon antrainiert. In einem hellen, kosmonautenartigen Anzug mit Kappenaufsatz. Der in kleinen Stiefeln endet. Die Funktionsbekleidung ist noch nicht aus dem Sport, sondern aus dem Umgang mit Weltraumtechnologie abgeleitet. Pelzmantel und eine Pelzkappe im Pudelmützenschnitt bei meiner Mutter.

Das spärliche Schneeweiß gibt dem Garten zusätzliche Tiefe. Betont das schwarze Astgewirr der zu großen Bäume des rechten Nachbarn. Der gegliederte Bildhintergrund die Fassade des Wohnblocks hinter dem Gartenende. Modellbahnartig. Hätte mein fotografierender Vater sich umgedreht, wäre sein Blick auf die zitronengelbe, geriffelte Plastikverkleidung der Terrasse zur Straße hin gefallen. Sichtschutz zur Ameldungstraße und den Nachbarn. Sie bleicht mit den Jahren immer mehr ins Beinerne aus. Und das Gestell, an dem sie befestigt ist, wird nur noch von überlackiertem Rost zusammengehalten. Typisch Wohnungsbaugenossenschaft. Nicht, dass sie selbst keine Eigentümer waren, störte meine Eltern. Sondern der nachlässige Umgang mit Gemeinschaftseigentum.

„Im Dezember 1969“, Farbe

Ein Blick in das Zimmer meines Bruders. In der Mitte auf seinem Schreibtischstuhl Röschen Kunze aus Schöneiche. Über die Geburts- und Feiertage zu Besuch. Ich auf ihrem Schoß. In weißer Schlafanzugkombination.

Mein Bruder auf seinem Bett sitzend, das tagsüber Couch ist. Das Bettzeug verschwindet in einem Bettkasten. Lackierte Kiefer. Praktisch. Wie auch der Jugendschreibtisch rechts. Darüber eine ausziehbare Lampe mit gelbem Stoffschirm. Schreibunterlage. Grün. Ein knallroter Adventsstern mit grüner, gefalteter Papiermanschette um den Topf. Zugezogener roter Vorhang vor dem Fenster.

„1969. Wir feiern wieder den zweiten Advent!“, s/w

Wohnzimmer. Am Esstisch. Bruder und Mutter und ich auf zwei der eigenwilligen, pummeligen grünen Stühle, die zugleich ein fehlendes Sofa ersetzen müssen. Dort, wo es stehen könnte, der Schreibtisch des Vaters. Im Hintergrund die nie offene Weißlacktür zum Schlafzimmer. Eine Stoffschirmstehlampe.

Am Stück Wand vor dem Erker ein kleines Aquarium. Wohl ein Wunsch meines Bruders. Auch wenn Frau Korte, die Putzkraft, die von allen Mietparteien

für die Hausordnung beschäftigt wird und deren Mann Großkranführer bei der Deutschen Bundesbahn ist, danach sieht, läuft es während eines Langeoog-Sommerurlaubs aus und verschwindet danach.

Die großsonnengeblühten Erkervorhänge.

Auf dem Tisch der Adventskranz. Einfacher roter Ständer mit Holzstern und Bändern. Zwei Kerzen. Auf die fällt mein geradezu panischer Blick vom Schoß aus. Brennkörper- und Feuerphobie: erweist sich als so grundlos wie beständig. Zwei Glasglöckchen von der Weihnachtsbaumdekoration unter dem Kranzstern als Gebinde aufgehängt. Weißes Schneeimitat um ihre Glasbäuche. Daneben eine Weihnachtspyramide aus dem Erzgebirge. Die Wärme von vier Kerzen betreibt ein hier und da etwas angesengtes Flügelrad. Auf dem Karussell kleine Wendt & Kühn-Figuren. Winterkinder unter einem filigranen Tannenbaum, dessen Äste aus gebogenen Holzspänen bestehen.

## 1970

„Tante Gisela mit beiden Patenkindern am 26. April 1970“, s/w

Konfirmationstag meines Bruders. Mit dem Frühjahr noch nicht weit her. Der Garten bestenfalls andeutungsweise vorfrühlingshaft. Nicht unserer. Sondern der von Heises. Weswegen links am Rand deren schon ziemlich bemooste Schillerbüste im Bild ist.

Der Konfirmand staatstragend im schwarzen Zweiteiler. Viel Haar. Naturwellig. Niemand hat etwas dagegen. Das sieht auf dem Gruppenfoto vor dem Gemeindehaus bei den meisten anderen Knaben noch ganz anders aus. Stahlhelmfähig. Pflichtübungshaltung neben der Patentante mit mir auf dem Arm. Ihr Mann, der Unverbesserliche im ewigen Undercut, könnte wegen der Haare was gesagt haben.

„Heinz-Rudolfs Konfirmationsgäste am 26. April 1970“, s/w

Jetzt doch am Ende unseres Gartenteils. Die überschaubare Verwandtschaft im Westen. Röschen Kunze als Vertreterin der Familienmehrheit im Osten. Mich auf dem Arm. Uns beiden über die Köpfe sehend, mein Vater. Die Patentante mit fröhlichgestrigem Mann, ihrer einzigen Tochter. Studienrätin für Englisch. Und ihrem Vater. Der hat die Westfront im Ersten Weltkrieg überlebt und davon ein zeretztes Ohr. Gertrud Lehmann. Festlich beerdigungsschwarz.

Lässt sich die An- oder Abwesenheit eines Menschen messen oder darstellen? Wie sehr lebt jemand, den ein Foto in einem Moment seines Lebens festhält, in dieser Gegenwart? Welcher Abwesenheitsanteil fließt in diese Anwesenheit ein? Wie weit kann ein Parallellieben gehen? Die Älteren auf diesem Konfirmationsgenrebild dürften in ihrer Erinnerung bei Anlässen ihrer Gubener Biographien sein. Stadt- und Hauptkirche. Seit '45 eine gähnende Ruine in Polen. Der Weltkriegsteilnehmer Fritz Fischer konfirmiert, bevor er an die Front kam. Seine Schwester Gertrud Lehmann, geborene Fischer, noch kurz vor dem Krieg. Rudi Kunze '39. Gerda Kunze, geborene Lehmann '40. Alle immer umgeben von Uniformen. Die der Reichspost von Fritz Fischer. Des Luftwaffenoffiziersanwärters Heinz Lehmann, der im Juli '44 bei einem Übungsflug seiner HE-111 über Frankreich abstürzt. Des SS-Untersturmführers Rudi Kunze. Die vielen Wehrmachtsuniformen. Von Erich Kunze. Von Arthur Lehmann.

Die Gräber. Auf dem Gubener Hauptfriedhof. Der liegt glücklicherweise im Westteil der Stadt, diesseits der Neiße. Die Fischers und Lehmanns unter den Friedrichen, Wilhelmen, Luisen. Die Gräber der Kunzes noch in Ottohof, Kreis Guben. Röschen und Erich die ersten in der Stadt. Ottohof, das jetzt einen unaussprechlichen polnischen Namen hat.

Die Häuser. Das Mehrfamilienhaus der Lehmanns in der Winzerstraße. Gemeinschaftlich vor dem ersten Krieg erworben und bewohnt. Gegründet auf dem unerschütterlichen Sicherheitsbewusstsein kleiner preußischer Beamter und Angestellter. Eine ordentliche, pünktliche, saubere Welt. Berechenbar. Nur auf der falschen Seite der Neiße. Der 30er-Jahres-moderne Bungalow der Kunzes Hinter den Höfen, nicht weit davon. Die sichtbare Errungenschaft des Firmengründers und Unternehmers Erich Kunze. Vom Ertrag seines unter Aufrüstung und Kasernenbau aufblühenden Kohlenhandels. NSDAP gewählt. Es hat sich für ihn gelohnt. Das Firmenskapital im Unterschied zu den Immobilien kann über die Neiße wandern. Allerdings bewährt sich die Geschäftsidee beim zweiten Versuch in Frankfurt/Oder nicht. Mit den Russen sind keine profitablen Geschäfte zu machen wie mit den Nazis. Die nehmen sich die Kohle, die sie brauchen, einfach so. Und Kasernen müssen nicht mehr gebaut werden. Die sind schon da.

Die Bilder. Interferenzen in den Köpfen. Wie viel von Osnabrück im April 1970 dringt zu ihnen vor? Wie viel Guben und Vergangenheit taucht zwischen den kahlen, nassen Ästen Westniedersachsens auf? Wenn sie zusammen sind,

wird ihr brandenburgischer Tonfall noch deutlicher als sonst. Bei Röschen Kunze kommt mit der Zeit immer mehr Randberlin dazu. Die '35 geborene Tochter und deren Kinder berlinern richtig.

„Langeoog, Juli 1970“, Farbe

Regelmäßigkeit und Wiederholung. Langeoog gehört zum Jahresablauf.

Weststrand. Nachmittags, dem Licht nach. Die Flut hoch aufgelaufen. Vorn an der Wasserkante. Im Hintergrund Badezu- und -abgang. Meine Mutter mit mir auf dem Arm. Sie in einem popfarbenen bunten, abstrakt floralen Kleid mit viel Gelb, Rot und Kaktusgrün. Haare von einem geblühten Stirnband gehalten. Ich in einem ebenfalls einteiligen Strampler, weiß, mit Flugzeugen. Autos.

Unruhe im Blick. Von den verlockend gekräuselten, glasklaren Wellenausläufern auf trockenem Abstand gehalten zu werden: gegen den erkennbaren Willen. Aber steuernde Eingriffe erfolgen wegen des angreifenden Reizklimas der Nordsee ständig. Nicht zu lange in der Sonne. Trotz Creme und weitgehender Hautabdeckung zu Beginn der drei Wochen. Sonnenhut mit breiter Krempe. Erstmal nur mit den Füßen, dann mit den Beinen ins Wasser. Das Herumsitzenlassen von windellosen Kleinkindern in der Brandung: ein Unding. Daher alles in Maßen und mit Überlegung & Kontrolle. Auch die Verweildauer am Strand und im Strandkorb. Der halb aus der Sonne zu drehen und halb mit Handtüchern zu verhängen ist. Der Nordseurlaub der Säuglingsschwester.

Weather permitting, vormittags nach dem Frühstück und nachmittags nach der Mittagsruhe. Zweimal kaum über zwei gute Stunden Strandzeit. Es gibt ja auch Leute, die den ganzen Tag dort bleiben. Unverständlich. Mittags nicht warm oder am Hauptbad Pommes oder Milchreis zu essen. Undenkbar. Gertrud Lehmann verschwindet am Vormittag nach einer guten Stunde und macht sich auf dem Weg in die Küche von Girgensohns Pension. Großküche, jetzt zur freien Verfügung der Feriengäste. Ursprünglich mal ein Erholungsheim für aufzupäppelnde Nachkriegskinder.

Gegen Zwölf Rückkehr der Restfamilie dann in der Prozession der Essensgänger. Der Strand deutlich leerer. Sonnenanprall in den Dünen. Knisterndes Dünengras in den Tälern. Jammernde Möwen ungeheuer oben. Das ölige Schillern der roten Backsteine des Wegs. Für mich gibt es einen klappbaren Kinderwagen. Der zugleich mit Taschen behängt werden kann. Vorbei an der von See

aus leicht für ein Seezeichen zu haltenden Turm der katholischen Kirche. Durch die Friesenstraße mit ihren für die Luftwaffe gebauten Siedlungsdoppelhäusern der 30er Jahre. Die Räder des Kinderwagens auf den rauen, rissigen Betonplatten und Bitumenwülsten zwischen ihnen. Aus denen bestanden auch die Start- und Landebahnen des ehemaligen, zugewachsenen Fliegerhorsts ganz im Westen der Insel. Hier und da noch Sprengkrater von den Engländern. Essen im Speisesaal unter lauter bekannten Familien. Dann wird die Sonne mit einem staubigen Vorhang verhängt. Die von Salz und Sand brennenden Augen zu schließen gar nicht so einfach.

Bei Wohlbefinden und nicht zu starkem Wind nachmittags wieder in den Kinderwagen. Nochmal der Weg zum Strand mit einem kurzen Halt bei der tatsächlich so heißenden Bäckerei Hunger. Ecke Um Süd/Friesenstraße. In ihrem eingeschränkten Sortiment ein leichter Zuckerstreusel auf Hefegrundlage. Meine Eltern schätzen das. Weil im sonderbaren Niedersachsen sonst immer alles Rührteigbasis hat. Sogar der Obstkuchen, man stelle sich das vor.

Und in der frühabendlichen Westlichttotale zurück. Orangene Dünen. Violette Senken. Der Wasserturm, Langeoogs Wahrzeichen, weiß angestrahlt, darüber.

Regelmäßigkeit.

„Vorbereitungen zu Ulis 2. Geburtstag“, s/w

Meine Mutter am Wohnzimmertisch sitzend. Weißer Rollkragenpullover. Dunkler Rock. Am Abend des 11. oder frühen Morgen des 12. November. Der Geburtstagstisch. Blumen, bekannte Vasen. Kinderbücher. Kinderschallplatten mit Kinderliedern. Ein Plastikdrehkreisel mit Leuchtfunktion. Auf dessen Äquator verkehrt entgegen der Drehrichtung ein kleiner Plastikzug. Während die Welt hinter ihm bunt flackert. Fürs Auge wird der Tisch so gedeckt wie für einen Erwachsenen. Verpackte Süßigkeiten zum Auspacken. Obst auf Tellern. Weintrauben. Für ehemalige DDR-Bürger der Ausdruck des Überflusses. Unvermeidlich ein roter Adventsstern im Topf.

Das Problem dieses Gabentisches: als Esstisch muss er für die Mahlzeiten wieder freigeräumt werden. An jedem Geburtstag im Alltag wird also viel umgeräumt. Die Schallplatten können nur im Wohnzimmer gehört werden. Dort steht der Plattenspieler. Und dort ist auch, im Erker, meine Spielecke mit Herlag-Tisch und Herlag-Bank zum Aufklappen eingerichtet.

„12. November 1970“, s/w

Im Wohnzimmer. Der Fotograf auf meiner Augenhöhe, vielleicht im Sitzen aufgenommen. Fragender, etwas ängstlicher Blick in die Kamera. Mit Blitzlicht. Das kann ich nicht leiden. Schon der bedrohliche Auf- und Anbau des silbernen, satellitenförmigen Reflektors und das Einsetzen der Blitzlichtbirne, erst recht die Blitze erzeugen bei mir Unwillen. Der als magischer Moment verewigt wird. Die späteren integrierten Flashes haben nicht mehr diese Schockwirkung. Oder es ist Gewöhnung.

Ein Pulloveranzug. Unentschieden zwischen skandinavisch und südöstlich. Im Hintergrund das Kastenklavier der Firma H. Bössmann am Großen Graben. Für meinen Bruder gekauft. Gedecktes Mittelbraun. Er erhält Privatunterricht vom Konservatoriumslehrer Heinz Suchowitz. Zwischen 1964 und 1974. Ich von 1974 bis 1988. Kein anderer Mensch hat sich so regelmäßig und so lange in unserem Wohnzimmer aufgehalten wie dieser unauffällige Jazzfreund. Der für den Kaffee und das Kuchenstück dankbar ist.

Über dem Klavier ein Jungenbild des Bruders von Foto Kinschek. Wo alle hochhoffiziellen Familienaufnahmen gemacht werden. Brustaufnahme mit weißem Rollkragenpullover und den Trägern einer Lederhose. Die Perspektive des Bilds, in dem das andere hängt, so gewählt, dass ich vom Klavier hinter mir gerahmt werde. Wertschätzung in dieser Familie gebunden an das Können. Alles andere, vor allem Materielle: sekundär. Haben ist keine Kunst. Das kann jeder.

„2. Geburtstag am 12. November 1970“, Farbe

In Gertrud Lehmanns Zimmer. Auf ihrer Couch vor dem unförmig quadratischen Esstisch links sie selbst. Beobachtend. Meine Mutter im grauen Kleid und einer Ufa-Frisur mit langen Wellen. Ich, auf die Tischplatte gestützt. Margarete Penner. Ein Sandkastenzug. Dampflok mit zwei Kipploren. Orange. Weiß. Rot. Noch spiegelnd neu und kratzerlos. Ein blaues Plastiktelefon im Stil der 30er. Ein roter Traktor mit weißen Rädern und Reifen. Ein Wiking VW T1 in H0. Ausführung Feuerwehr. Leiter. Blaulicht. Von Volkswagen Starke Osna-brück. Dort steht auf der Theke ein Bonbonglas voller Wikingmodelle. In das die Kinder aller Kunden greifen dürfen. Erste Berührung mit dem Maßstab 1:87. Aber im Moment liegt der Einsatzwagen unbeachtet auf der Fahrerseite. Alle den Blick in ein aufgeschlagenes Bilderbuch gerichtet. Mutter und Pa-

tentante mit ihren Lippen Silben formend. Gemeinsames rituelles Nachvollziehen. Die Wichtelei im roten Ei. Von Barbara Lüders. Der erste Text.

„Auf der Wiese hinterm Haus/guckt ein rotes Ei heraus.  
Der Wichtelkönig Friedesinn/wohnt dort mit seiner Königin  
und Mädelfchen und Bübchen/in goldnen Sternenstübchen,  
und seine ganze Wichtelei/lebt mit ihm in dem roten Ei.

Die Wichtel haben viel zu tun/und mögen Tag und Nacht nicht ruhn.  
Den Tierlein flicken sie das Fell/und tragen Wasser in den Quell,

sie kochen Blütenhonigsaft und bringen Kräutern Heilekraft,  
sie backen gutes Fruchtebrot und helfen gern in aller Not.

Der König schaut von seinem Haus nach seinen treuen Wichteln aus.  
Er kann durch Wald und Berge sehn, wo Wichtelleut zur Arbeit gehen.

Mal sieht er einen kleinen Mann, der an dem Bach nicht weiter kann,  
und schickt ihm einen Schmetterling, der trägt hinüber ihn ganz flink.

Im roten Ei ist es so Brauch:/die Wichtelkinder helfen auch,  
das eine mit den Vögeln singt,/das andre mit den Lämmern springt,  
und wenn wir Kinder artig sind,/besucht uns mal ein Wichtelkind.<sup>33</sup>

Gebundene Sprache. Gut auswendig zu lernen. Die schöne Schreibrchrift floral aus den Blumenmustern herauswachsend. Nachsprechen. Mitsprechen. Dazugehören. Auch helfen. Dem Brauch gerecht sein. Die Wichtel sehen aus wie die Holzfiguren von Wendt & Kühn aus der DDR: Blumenkinder. Die im Wohnzimmerschrank zur Anschauung stehen. Die Welt ist Text, Bild und Artefakt. Die Sprache hält alles zusammen. Und auch die Botschaft ist bald vertraut: Seine Rolle finden. Sinnvolles tun. Arbeiten. Auf andere achten. In Gertrud Lehmanns Struwelpeter-Kindheit und junger Mutterzeit gab es solche freundlichen, pädagogisch optimistischen Wegweisungen nicht. Vielleicht stützt sie deshalb so nachdenklich ihr Gesicht in die linke Hand.

12. November 1970, Farbe

Immer noch auf Gertrud Lehmanns schrankgerahmter Couch. Ohne die Patientante. Dafür mit dem Vater. Der trägt eine weinrote Weste über dem weißen

---

<sup>33</sup> Barbara Lüder, Die Wichtelei im roten Ei, Frankfurt am Main 1949.

Hemd mit echten Manschettenknöpfen. Auch die Krawatte in dunklem Rot: Sommelier. In der linken Hand eine originalblaue Dose Pustefix mit gelbem Teddy. In der rechten der gelbe, ovale Ring am gelben Stab der roten Deckelinnenseite. Mit großem Ernst und gespitzten Lippen Seifenblasen produzierend. Ein mittelgroßer Schwarm, ölig changierend über meinem Kopf. Aber noch außer Reichweite der nach ihnen ausgestreckten Hände. Auch meine Mutter sieht hin. Gertrud Lehmann auf mich. Minimal lächelnd. Sorglose Zeiten.

Auf dem Tisch steht der Feuerwehr-T1 wieder auf allen vier Rädern. Dafür bildet der poppige Lorenzug eine unordentliche Schlangenlinie. Die Pustefixdose sicher aus der Spielwarenabteilung von Hertie am Neuen Graben. Sehr praktisch, weil es einen Dachparkplatz gibt. Den man mit einem Autoaufzug erreicht.<sup>34</sup>

## 1971

„Ostern 1971“

Ein vorfrühlingshafter Waldausflug. Meine Mutter im Tweedmantel mit schwarzem Pelzbesatz. In der Hocke ungefähr so groß wie ich auf einem Baumstumpf, einen zu großen Ast festhaltend. Rufend offener Mund. Grauweiße Mantille mit großer Kapuze. Das Babyhafte verliert sich.

Der Bruder im Duffle coat neben mir. Eine Hand einschränkend an meinem Stock. Braunlaub auf dem leicht ansteigenden Boden. Baumstämme und Astwerk kunstgewerbe, milchig weiß hinterlegt. Gute Stimmung bei allen.

Variation: Der Vater mit mir auf dem Baumstumpf. Tut so, als ob er mich halten müsste. Sieht aus wie Manfred Krug. Braune Wildlederjacke mit Stoffkragen. Beiger Rollkragen. Brauner Hut.

„In Bad Rothenfelde im Juni 1971“

Eines der kleinen Kurbäder an der Grenze zu Ostwestfalen im Landkreis Osnabrück. Heiteres Frühsommerlicht. Durch die untergründigen himmelblauen Fliesen kristallblaues Wasser im Kinderbecken. Die sonstigen Kinder halten

---

34 Joachim Dierks, Parkplatz auf dem Hertie-Dach. Als es in Osnabrück einen Autofahrstuhl gab, in: NOZ 4.5.2016, <https://www.noz.de/lokales/osnabrueck/artikel/708561/als-es-in-osnabrueck-einen-autofahrstuhl-gab#gallery&57947&0&708561> [6.1.2018].

Abstand zu der fotografierten Familien-Gruppe. Meine Mutter in bienenkorb-förmiger hochorangener Bademütze mich festhaltend. Im übergroßen, bunt bedruckten Plastikrettungsring. Beide Hände darauf gespreizt. Tränennah. Etwas gefällt mir nicht. Die nicht einschätzbare Tiefe dieses freundlich schillernden Wassers? Die Freibadakustik? Im Hintergrund die drohenden Startblöcke Fünf und Sechs für das Schwimmerbecken.

Später: auf der Liegewiese. Gänseblümchen zwischen unseren Füßen. Die Westtaile eines Teenager-Mädchens am Sprungturm im Hintergrund.

„Roswithas Hochzeit 17. Juli 1971“, Farbe

Die Tochter der Cousine in Preußisch-Oldendorf heiratet. In Kassel-Wilhelmshöhe. Das ist ziemlich weit weg. Ein bedeckter Tag. Meine Mutter ich auf irgendeinem Parkplatz. Jägerzaungrenzen im Hintergrund. Und knallrote Rosenrabatten. Sie im weißen Kostüm über mich gebeugt. Schon ziemlich graumeliert. Ich ausstaffiert. Tiefblauer Kindersakko im maritimen Clubstil. Goldknöpfe. Pseudo-College-Symbol auf der linken Brust. Weißes Hemd. Hellblaue Hose.

Körperhaltung trotz oder wegen leichter mütterlicher Führung gespannt. Mund offen. Augenbrauen zusammengezogen. Der mitgenommene Plastikeisbär auf rotem Plastikziehwagen steht unbeachtet neben mir. Die dünne Schnur erkennbar weggeworfen. Unlust. Das Ganze wenig kindgemäß. Zwar attestiert man mir im nachhinein, ein gutes Autokind gewesen zu sein. Aber es ist wohl nicht nur die lange Autofahrt. Die Passung für Erwachsenenanlässe noch nicht abgeschlossen. Obwohl ich auch in Wilhelmshöhe mit einem neuen Matchboxauto bestochen werde. Ein metallicgrünes Phantasiecoupé mit aufklappbarem Oberteil. Das ebenfalls grün getönte Scheiben hat. Handfreundlich. Handschmeichler machen die Welt erträglicher.

„Juli 1971“, Farbe

Aus Rüsselsheim ist die jüngste Schwester von Gertrud Lehmann, Lotte, zu Besuch. Ein seltener Gast. Sie verbringt mindestens die Hälfte des Jahres bei ihrer Schwester in der DDR. Leidet an einer nur langsam zunehmenden Form der Altersverwirrung, für die es heute einen allbekanntesten Namen gibt.

In der Opelstadt lebt ihre Tochter. Verheiratet mit einem Gubener, der wegen Mitgliedschaft in der evangelischen Jugendgemeinde zu Gefängnis verurteilt

worden ist und, nachdem er sich seine Lunge im Uranbergbau ruiniert hat, von Bonn freigekauft wird. Trotzdem ein milder Sozialdemokrat und kein Gesinnungsantikommunist. Realschullehrer. An seinem brandenburgischen Akzent und dem seiner Frau können Jahrzehnte in Südhessen nichts abschleifen.